institut für wohnbau i_w

vorlesung wohnbau
sos 2018
disponible räume



RAUHOBEL, *m. bei den tischlern der schropphobel.* rauhhobel FRISCH 2, 92*.

RAUHONIG, *m. honig, der so wie er aus den stöcken kommt, mit den scheiben in tonnen gestampft wird, unterschieden von dem seimhonig.* JACOBSSON 3, 370*.

RAUHREIF, *m. reif der sich rauh an bäume und gräser ansetzt (vergl.* rauhfrost*):*

o wie vergnügt in dem baume die flatternden sperlinge zwitschern,
von dem des rauhreifs blüte fällt! VOSS 3, 207;
und der entblätterte wald, vom rauhreif zierlich umfiedert,
glüht, in den schimmer getaucht, roth wie corallengeäst.
GEIBEL *werke* 4, 166.

RAUHSCHLEIFER, *m. schleifer der nur grobe sachen schleift.* JACOBSSON 3, 370*.

RAUHSCHWARZ, *adj. von einem schwarzen korduanartigen kalbsleder.* JACOBSSON 3, 371*.

RAUHSTEIN, *m. unbehauener stein:* eine mauer von rauhsteinen.' CAMPE.

RAUHWACKE, *f. der tuffstein;* rauhwake ADELUNG; rauhwecke JACOBSSON 3, 370*.

RAUHWEIZEN, *m. weizen der an seinen ähren stacheln wie gerste hat.*

RAUHWERKEN, *verb.* SCHM. 2, 83 *Fromm., neben* rauchwerken, *s. sp.* 254.

RAUHZEHENTE, *m. der zehente, der auf dem felde in ungedroschenen garben gegeben wird.* ADELUNG.

RAUHZEIT, *f. mauserzeit der vögel. ebenda. vergl.* rauhen.

RAUHZEUG, *n. allerlei ware von rauhem äuszeren. von feldfrüchten mit stacheln oder sperrigen ranken:* beim roggen und beim rauhzeug, den bohnen und der wintergerste *(ist grosser schade geschehen),* während die noch in der entwickelung zurückgebliebenen sommerfrüchte und der weizen den schaden noch theilweise wieder überwinden konnten. *zeitungsbericht* 1886.

RAUKE, *f. aus eruca entstellt, pflanzenname von brassica eruca:* die rauke, rauche, raukette, weisze senfrauke NEMNICH 1, 665; *brassica erucastrum* grosze rauken, raukeln 666; *reseda lutea, wilde oder gelbe reseda heiszt* spanische rauken. 4, 1140; reseda oder resedenkraut, welches man auch spanische rauken nennet. HOHBERG 3, 1, 470*; *sisymbrium sylvestre,* wilde rauke, wasserrauke NEMNICH 4, 1310.

RAUM, *m. spatium, locus, intervallum.*

1) *ein allen germanischen sprachen gemeinsames wort. im goth. begegnet nur der gen. sing.* rûmis *Luc.* 2, 7, *zu schlieszen ist daraus mit rücksicht auf das altnord. und sächsische auf ein neutr.* rûm; *altnord. und neunord.* rûm, *neutr.; ags. ebenso* rûm, *mittelengl.* rowme, roume, *neuengl.* room; *fries. ist nur das adj.* rûm *(s. d. folgende) bezeugt, das subst. jedoch sicher vorauszusetzen; alts altnfr.* rûm, *neutr., mnd.* rum, *mnl.* ruim; *nur im hochdeutschen sprachgebiete masc.: ahd. mhd.* rûm, *aber schriftsteller niederdeutscher heimat brauchen es im* 16. *und* 17. *jahrh. doch bisweilen als neutr.:* wir wollen uns hie verbergen, und so baldt sie ins bad kommen wird, und wir das raum allein mit ihr haben können, wollen wir sie erstlich mit listigen worten versuchen. H. J. v. BRAUNSCHWEIG 178 (*Susanna* 1, 5); weil das raum zum fürstlichen hause etwaz geringe war. MICRÄLIUS *alt. Pomm.* 3, 468; *in den formeln* einen aufs raum stellen, *hinstellen, frei stellen,* aufs raum jagen, *hinaus, fort jagen:*

und als er mich aufs raum gestelt,
sprach er: geh nun, wo dirs gefelt.
FR. DEDEKIND *papista act* 5, *sc.* 9;

last uns sie jagen auf das raum,
das sie gehen am galgenbaum
all könig, fürsten in gemein.
GLASER *phasma Frischl.* 2, 2.

entlehnt haben vom deutschen die Litthauer ihr ruimas, *litt.* rume, *raum, poln. böhm. wend.* rum.

2) *der plural des wortes, wo er entwickelt ist (vergl. namentlich unten* 8 *im gegensatz zu* 5*) lautet nach der i-declination* räume; *wie aber mhd. sich ohne umlaut* rûme *findet* (LEXER *handwb.* 2, 534), *so ist auch nhd. plur.* raume *bezeugt:* freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleich viel sein, welche raume sie trennen, wann diese nur in ansehung der grösze ungefehr eben dieselben bleiben. LESSING 3, 320.

3) *auf die ursprüngliche bedeutung des wortes werfen licht einerseits wurzelhaft verwandte slavische wörter: altslav.* ruvati *evellere, neusloven.* rvati, rvem, rujem *eradicare u. ähnl.* MIKLOSICH *lex. palaeoslov.* 807*, ryti *fodere, poln. böhm.* ryć 810*,

rylŭ *ligo* 810*, *litt.* rauti, *lett.* raut *ausreiszen, ausgäten, welche mit lat.* ru *in* e-ru-ere, ru-trum *zusammenhängen; andererseits einzelnes in der verwendung des deutschen wortes und des dazu gehörigen adjectivs* raum *und verbums* räumen *selbst. wenn im ags. das adj.* rûm *auch gerâumt, urbar gemacht, im gegensatze zu rauh, bewachsen ausdrückt* (LEO *ags. gloss.* 649, 11; ne rûh ne rum *vom lande* THORPE *ancient laws and institutes of England* 1840 1, 78), *wie unser verbum* raumen *und* räumen (s. d.) *im forstwesen ein mit gestrüpp bewachsenes land säubern und kulturfähig machen bedeutet, wozu wieder am nächsten das soldatische* einen platz, einen lagerplatz räumen, *ihn durch entfernung von stauden und stöcken zum lagern geschickt machen, tritt: so weist alles dieses auf* raum *als einen uralten ausdruck der ansiedler hin, der zunächst die handlung des rodens und frei machens einer wildnis für einen siedelplatz bezeichnete (noch heute ist im bair.* raum die„handlung des entfernens, wegnehmens SCHM. 2, 91 *Fromm.), dann den so gewonnenen siedelplatz selbst; und es gehen hieraus einestheils die bedeutung des freien platzes und der weite mit ihren ausläufern, anderntheils die des platzes im hause und der hauseintheilung hervor. daneben aber hat sich auch der begriff des abzuräumenden, zu entfernenden selbst bisweilen entwickelt:* abraum *heiszt das abgerodete holz (vergl. th.* 1, 80), *und im steinbruche die erdschichte über dem felsen:* auch das sie (*die steinbrecher*) den abraum nit schedlich schutten und damit die fels verlegen. TUCHER *baumeisterb.* 80, 18; raum *aber auch der schutt, gerüll:* hat er die mauren dester diefer am berg ansetzen muesen. was dann fur ain spacium darzwischen, ist alles mit ertrich und raum uszgefult worden. *Zimm. chron.* 4, 204, 30; *in mundartlicher form* rum: so soll man die begreptnus mit eingelasznem messing in den grabstainen noch sehen, da man den rumm und das ertrich wurde abrummen und seubern. 1, 128, 17; *bair.* raum, *was entfernt, weggeschafft wird, unrat, schutt, erde* SCHM. 2, 91 *Fromm.*

4) *im alemannischen muss das subst.* raum *im* 16. *jahrh. und später ausgestorben sein, weder* DASYPODIUS *noch* MAALER *verzeichnen es* (*nur das verbum* raumen, *letzterer auch die imperative bildung* raumauf, *s. d.*), *und die Basler bibel von* 1523 *erklärt es:* rawm, weite, platz. FROMM. 6, 43*. *erst neuere idiotiken verzeichnen es wieder:* der rum, *plur.* rüm, raum HUNZIKER 213, *offenbar aus der schriftsprache eingedrungen.*

5) raum *ist zunächst die gegebene stätte für eine ausbreitung oder ausdehnung. gegensatz dazu* ort, *der auf einem solchen* raume *erst entsteht (vergl.* ort III, *th.* 7, 1354 *ff.):*

immer war mir das feld und der wald, und der fels und die gärten
nur ein raum, und du machst sie, geliebte, zum ort.
GÖTHE 1, 395;

ebenso platz, *die örtlich fest beschränkte stelle:* du glaubst nicht, wie viel platz man findet, wenn man wenig raum braucht. 19, 145; es ist wahr, ich selbst behalte in unserm ganzen hause keinen platz als den an meinem schreibepulte, und noch seh ich nicht ab, wo man künftig eine wiege hinsetzen will; aber dafür ist der raum auszer dem hause desto grözer. *ebenda; verbunden aber wird auch, als sinnverwandt,* ort und raum (*vergl. th.* 7, 1358):

denn thut man das am grünen baum,
so denke was für ort und raum
der dürre werd erlangen. P. GERHARD 40, 344;
du bringst sie fort, gibst ihnen ort
und raum bei guten leuten. 162, 40;

raum und platz:

einzeln schafft sich blum und blume
durch das grüne raum und platz. GÖTHE 40, 381;

der begriff ist nicht auf das freie feld beschränkt geblieben, sondern hat sich auf jede stätte übertragen, die gelegenheit zur entfaltung einer thätigkeit für einen zweck bietet; in diesem sinne ist raum *gleichsam blosses stoffwort, und als solches ohne plural (doch vergl. unten g), und in einer reihe von formeln ohne artikel (vergl. unten* 6). raum auf dem felde, im walde; raum im hause, im zimmer; raum auf dem papiere zum schreiben; raum auf der diele zum spielen; freier, weiter raum, enger, beschränkter, knapper raum; du stellest meine füsze auf weiten raum. ps. 31, 9; es ist auch vil stro und futter bei uns, und raums genug, zu herbergen. 1 *Mos.* 24, 25; der raum ist mir zu enge, rucke hin, das ich bei dir wonen müge. *Jes.* 49, 20; weh denen die ein haus an das ander ziehen, und einen acker zum andern bringen, bis das kein raum mehr da sei, das sie alleine das land besitzen. *Jes.* 5, 8; es ist aber noch raum da (*für gäste, im hause*). *Luc.* 14, 22;

der getouften viel sô vil ze tal,
daz witer rûm umb in wart. WOLFRAM *Willeh.* 429, 5;

raum *mit massbestimmungen,* ein fuszbreit, zollbreit raum: Venedig, wo man, zumal an den kanälen, jeden kubikzoll raum merkantilisch für schweres gold ausmiszt. SEUME *mein sommer s.* 152;

so um sich, neben sich kein fuszbreit raum.
A. v. DROSTE-HÜLSHOFF *ged.* 343;

raum zu einem hausbau, zu einer gartenanlage; und Salomo fieng an zu bawen das haus des herrn zu Jerusalem auf dem berge Morija, der David seinem vater erzeigt war, welchen David zubereitet hatte zum raum auf dem platz Arnan des Jebusiters. 2 *chron.* 3, 1;

man stach ja schon den raum zum neuen kirchhof ab.
REINH. v. FREIENTAHL (1700) *s.* 238;

raum im freien felde, in einem hause, im bette;

sich vor ein bette von damast
geführt zu sehn, worin für viere seines gleichen
raums übrig war einander auszuweichen! WIELAND 18, 90;
raum ist in der kleinsten hütte
für ein glücklich liebend paar. SCHILLER *parasit* 4, 4;

einen groszen, kleinen raum einnehmen; die kleidungsstücke nahmen im koffer einen groszen raum ein; seine bücher beanspruchten wenig raum; das haus ward klein angelegt, so dasz auch noch raum für ein gärtchen blieb; die stat aber war weit von raum und gros, aber wenig volk drinnen. *Neh.* 7, 4.

6) raum *in der angegebenen bedeutung* (5) *steht gern in festerer verbindung mit verben. aus der eigentlichen und sinnlichen bedeutung entwickelt sich vielfach eine bildliche.*

a) raum haben: und als bald versamleten sich viel, also, das sie nicht raum hatten. *Marc.* 2, 2; und sie kamen zu hause, und da kam abermal das volk zusamen, also das sie nicht raum hatten zu essen. 3, 20; hatten nicht raum zu fliehen weder hin noch her. *Jos.* 8, 20; hett unser jeder im paradeisz so viel raum. *Garg.* 97*; sie haben nicht alle raum, *locus eos non capit.* STEINBACH 2, 229; wenn du noch raum hast (*im musenalmanache*), so will ich dir noch einige längere gedichte mittheilen. HÖLTY 262 *Halm* (*an Voss*); meine seele hat nicht raum für zwei gottheiten. SCHILLER *räuber* 4, 4; *sprichwörtlich:* narren-spiel will raum haben. PISTORIUS *thes. par.* 8, 45; *in der formel* raum und statt: es sollen die ketzer nicht raum noch stat, in seinem heiligen, freien, christlichen concilio haben. LUTHER 8, 212*;

sag an, wo ist dein kämmerlein?
wo, wie dein hochzeitbettchen? . .
hats raum für mich? BÜRGER 14*;
sie (*Maria*) ist todt!
jetzt endlich hab ich raum auf dieser erde.
SCHILLER *Maria Stuart* 5, 12;

raum für alle hat die erde. *alpenjäger;*

aus dem rein örtlichen begriffe in den der bereiten gelegenheit zu wirken übergehend (vergl. dazu unten 7): meinstu auch, das er ein gewissen habe? was sollt er nicht mehr wagen, wenn er raum hette? LUTHER 3, 66*; denn wenn man sie (*die vermünft*) drumb fraget, und lesset hierin meistern, so wird der glaube nicht mehr raum haben, sondern für ein törliche predigt gehalten . . werden. 6, 216*; nu ich aber nicht mehr raum habe in diesen lendern. *Röm.* 15, 23 (*νυνὶ δὲ μηκέτι τόπον ἔχων*); meine beruhigung wäre alsdann diese, dasz bei einem gewaltsamen zorne kein wehmütiger gram raum haben könne. LESSING 2, 39; raum *mit folgendem zu und infinitiv:* (*Th. Müntzer*) hab gehofft, da die bawren in Schwaben sich empört haben, er wolt raum haben ein lermen anzurichten. LUTHER 3, 131*; denn wenn wirs so bald für augen sehen, so dürften wir keines glaubens, und hette gott nicht raum, seine weisheit und gewalt uber unser weisheit und verstand zu zeigen. 6, 80*; da er sahe, das er nicht raum hatte sein volk zu trösten, und wider zusamen zu bringen. 1 *Macc.* 9, 7; indem dieses stück vorgetragen wurde, hatte jeder zuhörer raum genug, an sich selbst zu denken. GÖTHE 18, 245; nunmehr erst hatte Maximilian freien raum, selbst etwas neues zu unternehmen. RANKE *sämtl. werke* 1, 109; raum und ursache: da mus doch ein ubeltheter . . das böse unterlassen, so er im sinn hat zu uben, weil er nicht raum noch ursach hat, sein unthat auszurichten. LUTHER 6, 276*.

b) raum machen, *zunächst in der örtlichsten bedeutung als öffnung in einem dickicht, lichtung genommen:* der keiser Octavianus wolt sich auch nicht sparen, sondern rannte

mit seinem spär durch die heiden hin und her, und machte einen groszen raum, läret auch manchen sattel. *buch der liebe* 22*;

dô sie hatten geslagen
und gehowen durch den hagen
einen rûm zû mâgen gröz,
daz her sich zû hant entslöz,
und karte in daz lant. *livländ. reimchron.* 3991;
die (*schar der christen*) durchhiwen sie gar,
und machten einen rûm vil gröz. 6057;

dann wie örtlichkeit sich zu bewegen, zu bleiben u. s. w.: ich habe das haus gereumet, und fur die kamel auch raum gemacht. 1 *Mos.* 24, 31; nu hat uns der herr raum gemacht, und uns wachsen lassen im lande. 26, 22; du machst unter mir raum zu gehen, das meine knöchel nicht gleiten. 2 *Sam.* 22, 37; der amechtige teufel wil nirgend hin, denn an unser ort, da wir zuvor durch das evangelium raum und sicherheit haben gemacht, und wil nu unser nest besuddeln und verderben. LUTHER 3, 46*; hundert häuser musten niedergerissen werden, um dem schlosshofe raum zu machen. SCHILLER *hist.-krit. ausg.* 8, 143;

mach in mir deinem geiste raum,
dasz ich dir werd ein guter baum,
und lasz mich wol bekleiben. P. GERHARD 241, 79;
o machte mir ein lorbeerbaum
doch unter seinen ästen raum. LESSING 1, 127;

raum machen, einem raum machen *mit betonung des wegräumens von hindernissen:* raum geben *et* raum machen, *loco cedere* STIELER 1534;

swâ gedrenge was, dâ machter rûn (*für* rûm). *Parz.* 77, 28;
man mache raum — er nehme seine weite. SCHILLER *Tell* 3, 3;

raum machen, *durch den tod, wie eine lücke gedacht:* wir (*frauenzimmer*) verschwinden aus der zahl der lebenden, und den raum, den wir machen, bemerkt man nur im innern des hauses. KLINGER 2, 109; *in abgeblasster bedeutung, mehr wie gelegenheit zum wirken (vergl. oben a):* das geschenk des menschen macht jm raum (*ἐμπλατύνει αὐτὸν septuag.*), und bringt fur die groszen herrn. *spr. Sal.* 18, 16; auszerordentliche menschen üben eine solche gewalt aus, dasz sie ganz bequem ihre zufälligen irrthümer fortpflanzen, indesz weniger begabte und beglückte keine mittel finden, ihren wohleingesehenen wahrheiten raum zu machen. GÖTHE 53, 269; um zu sehen, was ein deutscher fürst damals ausrichten, wie er sich raum machen konnte. RANKE *sämtl. werke* 1, 42.

c) *so auch* raum schaffen, raum verschaffen: ein verhältnis, das . . raum für eine bessere entwicklung schuf. L. HÄUSSER *d. gesch.* 3*, 224; der natur der sache nach konnten diese anmuthungen sich dort nicht raum verschaffen. RANKE *sämtl. werke* 1, 92;

Mort. damit sie (*Elisabeth*) andre hände nicht erkaufe,
bot ich die meinen an. *Leic.* Ihr thatet wohl.
diesz kann uns raum verschaffen. SCHILLER *M. Stuart* 2, 8.

d) raum geben: so sollen sie jn zu sich in die stad nemen, und jm raum geben, das er bei jnen wone. *Josua* 20, 4;

der in den schulden funden wirt,
dem git in sinem böse rihn
der selbe swarze hellenwirt. *Winsbecke* 40, 10;

einem *oder* etwas raum geben, *zur entfaltung einer thätigkeit:* denn da die kinder BenJamin sahen das sie geschlagen waren, gaben jnen die menner Israel raum (*zu fliehen*). *richt.* 20, 36; rechet euch selber nicht, meine liebesten, sondern gebet raum dem zorn gottes. *Röm.* 12, 19 (*δότε τόπον τῇ ὀργῇ, goth.* gibiþ staþ þvairhein); gebet auch nicht raum dem lesterer. *Eph.* 4, 27 (*μηδὲ δίδοτε τόπον τῷ διαβόλῳ, goth.* nih gibaiþ staþ unhulþin); seid muthig und geduldig. gott wird euch raum geben (*Götz zum klosterbruder*). GÖTHE 8, 16; jene grosze wüste zwischen Aegypten und Syrien . . . gab wie eine südliche Tatarei dem räuber- und hirtenleben vorzüglich raum. HERDER *zur philos.* 7, 215; ein mörderischer krmpf erhebt sich, der nahe feind giebt den schieszgewehr keinen raum. SCHILLER *hist.-krit. ausg.* 8, 288;

jetzt decken wir sie (*die augen*) zu, jetzt lassen wir sie schieszen,
nach dem wir diesen (*liebhaber*) schnell und jenen langsam wissen,
hier, brauchen wir den sporn; dort, brauchen wir den zaum;
wir halten jenen an, und geben diesem raum. LOGAU 2, 11;

mit dem begriff des weichens, ausweichens: ich habe gestern abend bei dem Gelasius noch etwas gelesen, das mich des nachts ein paarmahl geweckt hat, und das auch meinen wachen kopf ganz anfüllt, das sobald keinem andern gedanken raum geben zu wollen scheint. LESSING 11, 747; die

jacob und wilhelm grimm, raum

TU Graz
institut für wohnbau i_W

der ägyptischen und assyrischen Monumente der Kunstindustrie entlehnt sind.

Die Matten und später die Teppiche und Draperien waren die frühesten Materialien der Raumtrennung und jener Zimmereinteilungen, welche die Menschen für ihren Schutz und ihre Bequemlichkeit für nötig fanden. Diese genannten Materialien

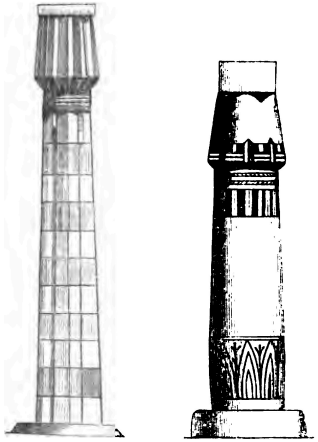


Fig. 16. Aegyptische Bündelsäulen.
(Aus des Verfassers „Stil" I. S. 394. 2. Aufl.)

versahen diesen Dienst lange vor der Erfindung der Erdwälle, und die wohlbekannten assyrischen Alabasterplatten sind nur in Stein ausgeführte Nachahmungen der ursprünglichen Teppiche.

Die Geschichte der Wanddekoration in allen ihren Phasen beginnt mit diesem Urmotiv der Teppichwirkerei und ist auf ihr begründet.

Wenn wir wiederum die ägyptischen Säulen der früheren Perioden ägyptischer Kunst betrachten, so erkennen wir kantige

Pfeiler, welche mit Rohr bekleidet sind, das mit Stricken und einem Stück reichgeschmückten Stoffes ringsherum befestigt ist, so daß der eckige Pfeiler nur an der Spitze oberhalb des Kapitäls sichtbar wird. Das letztere ist aus Blumen der Papyrusstaude und des Lotus gebildet, welche in den Schnüren am Halse des Kapitäls eingesteckt sind, ganz in der nämlichen Weise, wie die schönen Aegypterinnen jener Zeit dieselben Blumen in die Bänder ihrer Haarfrisur zu stecken pflegten.

Ein großer Teil der in der Architektur üblichen Formen stammen so von Werken der Kunstindustrie ab, und die Regeln und Gesetze der Schönheit und des Stils, die wir kennen, wurden lange vor der Existenz irgend welcher monumentaler Kunst bestimmt und angewendet.

Die Werke industrieller Kunst geben daher sehr oft den Schlüssel und die Grundlage für das Verständnis architektonischer Formen und Prinzipien.

Ein zweiter Punkt, in dem die Kunstgeschichte nicht mit unserem Prinzip übereinzustimmen scheint, ist der, daß die Perioden, in denen die industriellen Künste von der Achitektur hierarchisch beherrscht wurden, nicht die für die Entwickelung der hohen Kunst oder der Kunstindustrie günstigsten waren. In diesen Perioden gestalten sich die Beziehungen zwischen den beiden Aeußerungen des Kunsttriebes in einer der von uns geschilderten geradezu entgegengesetzten Weise.

Während der Herrschaft des mittelalterlichen oder spitzbogigen, sogenannten gotischen Stiles z. B. wurden die industriellen Künste ganz abhängig von den in diesem Stile gebrauchten Formen, welche selbst in den wichtigsten dekorativen Motiven von der Steinkonstruktion hergenommen waren. So wurden die Reliquiarien zu kleinen Kirchen, die Vasen hatten Strebepfeiler, Spitzbogen, gotisch profilierte Gliederungen und Spitzdächer als Deckel.

Die Bogen wurden das Grundmotiv der Flächenornamentierung und der beherrschende Einfluß der Architektur dehnte

TU Graz
institut für wohnbau i_W

weiberkleidern.) von einem wembstel, gesteppt oder verbrembt, 4 *β*. von einem gemeinen wembstlen darausz nichts kömpt, sonder schlecht auszgemacht 2 *β*. 8 *₰*. von einer vornemben brust 1 *β*. 6 *₰*. *Schlettstadter stadtrechte* 2, 916 (1850) *Gény. jetzt elsäss.* wamstele, wamstl, wæmstel, *besonders 'kurze jacke der frauen und mädchen'. in der Lausitz* wamstel (*auch* wanstel) *'eine kurze weiberjacke mit ärmeln und falten'.* ANTON (1844) 7.

WAMSLEINWAND, *f.*: niderländisch- und wammesleinbath, niderländischer und Straszburger zwirn. *quellen zur gesch. d. stadt Wien* 1, 5, 219 (1624).

WAMSMACHER, *m.*: wammesmacher, *pourpointier.* RONDEAU.

WAMSSÄCKEL, *m. wamstasche* (*vgl. hess.* säckel *'tasche'* CRECELIUS 706): Schmitz grüszte, nahm die meerschaumpfeife aus dem munde und das taschentuch aus dem linken wammssäckel und trocknete sich die stirn. W. O. v. HORN *aus der Meje* 1, 4.

WAMSSCHNEIDER, *m.*

WAMSSCHNEIDEREI, *f.*: wammesschneiderey, *pourpointerie.* RONDEAU.

WAMSSCHOSZ, *m.*: wammesschoosz, *basque de pourpoint.* RONDEAU; dem junker, der sich die wamsschösze frierend vor den leib hielt. H. v. KLEIST 3, 11 (*Kohlhaas*).

WAMSSCHÖSZLEIN, *n.*: wammesschöslein, *scutula, patagium lumbare.* STIELER 1912.

WAMSSTICKER, *m.*: Tilman wambesticker. *Kölner zunfturkunden* 1, 235 (1378) *v. Loesch.*

WAMST, *m., nebenform von* wanst, *die sich wahrscheinlich durch einmischung von* wamme *erklärt: elsäss.* wamst *'wanst, dickbauch, schmerbauch, wüstling'* MARTIN-LIENHART 2, 827, *bair.* wambst SCHMELLER 2, 914, *für das österreichische durch* wamstel, wamstig *erwiesen.* BIRLINGER *schwäb. Augsburg. wb.* 425 *führt das wort aus der metzgerordnung von* 1549 *an:* item ein schafmagen und wambst (*daneben* wämst). *auch aus Coblenz wird neben* wampes *'dicker bauch'* wamscht *angegeben* WEGELER 757. *auch schweiz.* wamms *neben* wansch, wantsch *'schmerbauch'* STALDER 2, 433 *kommt vielleicht in betracht.*

WAMSTASCHE, *f.*: so dasz dieser ... die hände aus den wamstaschen ... hervorholte. HERM. KURZ *der sonnenwirth* 1, 46.

WÄMSTEL, *m. n., ableitung von dem obigen* wamst, *in Wien* wämstel *'eine dickleibige person'* HÜGEL 185, *steir.* wamstel (wanstel) *und* bamstel, *m. und n., dicker, fetter und deshalb schwer beweglicher mensch.* UNGER KHULL 617ᵃ.

WAMSTEL, WÄMSTEL, *n., s.* wämslein.

WAMSTELN, *verb. im österr. 'das gehen von beleibten personen'* LORITZA 140. *ableitung von* wamstel.

WAMSTIG, *adj. wanstig:* (er) hielt dem Höllbart einen erklecklich wamstigen tonzuber hin. ROSEGGER *der Höllbart* 87.

WÄMSTLEIN, *s.* wämslein.

WÄMSTLER, *m. in Oberdeutschland, auch* kuttler *oder* kuttelwamper *'der das eingeweide vom rindvieh reinigt und verkauft' (s. oben* wamst). SCHMELLER 2, 914. BIRLINGER 425: carnifices (fleischer) und die salcuciarii (sulzer, hernach und jezt kuttler und wämstler) welche das ingeweide des geschlachteten rindvieches reinigen und verkaufen. P. v. STETTEN *kunst- gewerb- u. handwerks-geschichte der reichsst. Augsburg* (1779) 3. DIEFENBACH-WÜLCKER 893 wamstler (*das folgende* kornmolter *bezeichnet ein andres gewerbe*).

WAN, *adj., s.* wahn.

WAN, *adv. auszer, nur, als* (*nach comp.*), *s.* wann 1.

WAN, *pron. man. früher im alem. verbreitet, s.* WEINHOLD *alem. gramm.* § 166. LEXER 1, 2023. *im späteren mhd. wird die schreibung selten, kommt aber noch bei* J. v. WATT *handschriftlich vor:* darum ... ainer zů Wil uf ain zit im under die ougen redt: ei du bschiszt mich nit, wan kent dich wol. *deutsche histor. schriften* 2, 266, 22 *Götzinger. die neueren dialekte kennen die form nicht, die wahrscheinlich nicht gesprochen worden ist, sondern sich nur aus einer verwirrung der schreibung erklärt (anlaut. w geht öfter in* m *über).*

WAN- (*vorsilbe*), *s.* wahn-.

WAND *umfaszt zwei worte, die etymologisch in keinem näheren zusammenhange stehen. das fem. ist im deutschen überall verbreitet, während das neutr., zu* gewand *gehörig, dem nd. angehört und nur wenig in die hd. schriftsprache eindringt. die wörter bleiben daher im ganzen gesondert. eine vermischung zeigt sich nur bei* wand (*auch* want *geschrieben*) *'tauwerk an den seiten des schiffes', das zum* 2. *wort gehört, sich aber vom begriff ausgehend dem* 1. *nähert und daher auch als fem. mit dem plur.* wände *erscheint.*

WAND, *f. seitenfläche eines gebäudes oder eines andern begrenzten raumes.*

I. *verbreitung, herkunft, flexion.* 1) *das wort tritt nur im deutschen (mit einschluss des niederländischen) auf. für 'wand, mauer' dient sonst got.* waddjus, *anord.* veggr (*auch in den neunord. sprachen*), *ags.* wâg, *afries.* wâch (*auch im neufries.*), *asächs.* (vereinzelt) wëg, *noch jetzt vlām.* weeg *'plankenwand, wellerwand'; das wort gehört wol zu lat.* viere, *binden, flechten, aslav.* viti, *drehen, winden und bedeutet urspr. 'flechtwerk, geflochtene wand'. ein zweites wort für den begriff gewannen die nordseevölker auf grund des lat.* vallum: *ags.* weall, *afries. asächs.* wal (*im Heliand, wo* wand *fehlt*). *endlich ist überall lat.* murus *für die kunstmäszig gemauerte steinwand eingedrungen. im ahd. kommt* want *'paries' seit dem* 8. *jahrh. vor: im voc. S. Galli* (STEINMEYER-SIEVERS *gl.* 3, 1, 17), *in den Casseler glossen* (3, 10, 56), *in summarium Heinrici* (3, 128, 33), *bei* OTFRID *und* NOTKER. *in bibelglossen und glossen zu Gregors dialogen* (1, 651, 56. 1, 703, 61. 2, 256, 32) *gibt* want *auszer 'paries' auch 'crepido' wieder, worunter dem zusammenhang nach die stufen oder absätze des altars zu verstehen sind. im nd. tritt das wort zuerst in den andfränk. psalmen* 61, 4 *auf, dem späteren nd. und ndl.* (*wo es jetzt masc. ist*) *ist es geläufig.*

2) wand *schlieszt sich etymologisch jedenfalls an* winden *an, und es fragt sich nur, auf welchem wege die bedeutung zu gewinnen ist. schon* FR. JUNIUS (*vgl.* WACHTER *gloss. germ.* 1820) *ging von ahd.* wintan *in der bedeutung 'flectere, contorquendo plectere' aus und deutete* wand *als die aus gewundenen reisern hergestellte und dann mit lehm beworfene wand, die wellerwand. neuerdings ist namentlich* MERINGER *für diese etymologie eingetreten, abhandlungen zur germ. philologie (festgabe für R. Heinzel)* 177. *indogerm. forschungen* 17, 139, *indem er sich auf die analoge entwicklung bei* waddjus *beruft* (*vgl. auch moenia,* fah *im Keronischen gl.*); *auch dasz im ags. die verbindung* wâg windan *'eine wand herstellen' vorkommt, gereicht der etymologie zur stütze. vielleicht könnte* wand *sogar dem auch zu* winden *gehörigen got.* wandus, *anord.* vöndr, *engl.* wand *'rute (aus geflochtenen zweigen)' gleichgesetzt werden, vgl.* wellerwand *zu* welle *'bund von reisig oder stroh'. — nach andrer auffassung hätte* wand *ursprünglich die bedeutung von 'seite' oder 'umhüllung' oder 'grenze' gehabt. für die letztere ansicht läszt sich einiges geltend machen. wie ahd.* irwintan *hat auch das einfache* wintan (OTFRID 1, 22, 27) *die bedeutung 'umkehren', an das verbum sich anschlieszende substantiva zeigen dementsprechend die bedeutungen 'umkehr, ort der umkehr, grenze'. wie* J. GRIMM, *theil* 1, 514, *zeigte, läszt das ahd.* anawanta *'versura', mhd.* anewande, anewant, *grenze von äckern und gemarkungen, ebenso wie unser* gewann *in seinen älteren formen (theil* 4, 1, 5319 *ff.*), *an die stelle, wo der pflug wendet, die ackergrenze denken; ob indes alle worte mit der bedeutung 'grenze' hier ihren ausgangspunkt genommen haben, kann bezweifelt werden. ein a-stamm liegt vor in ahd.* giwant *'grenze' bei* OTFRID (*asächs.* giwand *ist zeitlich 'ende'*), *ein* ja*-stamm vermutlich in dem* enteo ni wenteo *des Wessobrunner gebets und in mhd.* gewende *'grenze', ein ō-stamm in ahd.* giwanta (*mit übertragener bedeutung*), *mhd.* gewande *'grenze', mnd.* wande *'grenze zwischen zwei äckern oder zwei häusern oder den feldmarken zweier ortschaften'* SCHILLER-LÜBBEN 5, 586. (*auch hd. kommt* wande *vor:* und ist derowegen nicht sonderlichen achtung geben auff die mahl, grentzen oder wanden der erblichen gehöltze. MEURER *jag- u. forstrecht* [1582] 119ᵃ.) *daneben tritt ein fem. i-stamm auf, zunächst in der bedeutung 'umkehr'* (*weofür* wende, *ahd.* wenti *das gewöhnliche wort ist*), *vgl.* das die von Rottwil uf der wand werend. HUG *Villinger chronik* 78 *Röder und* widerwant LEXER 3, 867 (*hier fälschlich als m. angesetzt*), *dann auch als 'grenze':*

sō ist daz mer dī dritte want (*Preuszens*)
und dī vīrde gene lant,
dī dā vor genennit sīn,
Rūzin, Masow und Dobrīn.
N. v. JEROSCHIN 3767 *Strehlke.*

reiht man wand *'paries' hier an, so musz man annehmen, dasz es ursprünglich die bedeutung von 'begrenzende mauer zwischen zwei grundstücken' gehabt hat, wie für* gewand *theil* 4, 1, 5321 *die bedeutung 'grenzzaun' nachgewiesen wird (so auch* KÖGEL *im grundrisz d. german. philol.*² 1, 92, *der noch auf andere spuren von* wand *'grenze' hinweist). dasz in Franken, dem lande der geschlossenen ansiedlungen, von wo wand vermuthlich ausgegangen ist, aus 'grenzmauer' die bedeutung 'paries' hervorgegangen ist, wäre wol zu verstehen, vgl. auch die entwicklung von ags.* weall, *asächs.* wal *'mauer, wand' aus lat.* vallum. *für* wand *als 'geflochtene wand' spricht aber, dasz das wort auch später meist als 'holzwand' genommen wird und die analogie des neutr.* wand (*s. d.*), *das ursprünglich 'gewebtes zeug' ist.*

3) *das wort wird immer nach der i-classe flectirt, doch sind im gen. dat. sing. die umgelauteten formen mhd.* wende *später verloren gegangen. im* 16. *jahrh. kommen sie bei Oberdeutschen noch vor, bei* LUTHER *nicht mehr:*

jembsen in der wend. *Theuerdank* 20, 20;
zuckt mynen harnasch ab der wend.
MURNER *geuchmatt* 2151 *Uhl;*
und stat am würtzhusz an der wendt.
narrenbeschw. 79, 43;
recht wie ein schatt an eyner wend.
H. SACHS 4, 169, 7 *Keller;*
er (*der kranke*) raufft sein har und wandt sein händ
und kert sich hinumb zu der wänd. 21, 181, 17;
sie kehrt sich gegen der wände.
ERK-BÖHME *liederhort* 1, 378;

die bein der wend GERSDORF *feldtbuch* 3ᵇ; der mir die buren mit kreiden an der wend an schreibt SCHADE *satiren* 2, 136, 33; geen umb wie der schat an der wänd S. FRANCK *laster der trunkenheit* F 1ᵇ; so es (*das thier*) ... der jäger von der wend wil werffen MEURER *jag- u. forstrecht* (1582) 66ᵇ.

während in der schriftsprache wand *im ganzen sing. durchgeführt wird, hat sich im bair.* went *erhalten und kann auch im nom. acc. gebraucht werden* SCHMELLER² 2, 939, *auch in Nürnberg heiszt es nach* GEBHARDT 255 wend (*so ist vielleicht schon* went *in* MEISTERLINS *Nürnberg. chr., städtechr.* 3, 87, 15 *zu nehmen, auch* HUTTEN [II, 5, *f.* γ] *hat* wend).

ein unumgelauteter plur. wande *kommt vereinzelt in quellen aus dem nordosten vor:* yhre wand kereten sich uber sie LUTHER 1 *Sam.* 4, 19 (*Zerbster hs.* 1523) *Weim. ausg.*; die stet und ir steineswande CHR. FALK *lobspruch der stadt Elbing, zusatz (s.* 194ᵇ) *Töppen;* das bild an wanden LENZ *ged.* 153 *Weinhold;*

es steht in preusz'schen landen
ein kirchlein alt und stumm,
und ringz an seinen wanden
schlingt efeu sich herumm.
anonymes gedicht bei FONTANE, *wanderungen durch die mark Brandenburg*³ 1, 138.

diese formen weisen vielleicht auf einen alten u-stamm (vgl. got. wandus) *hin; nach dem dat.* wanden *aus* *wantum *könnte sich* wande *gerichtet haben.*

4) *der sing. wird im älteren obd. zuweilen willkürlich zu* wande *erweitert:*

schreib's auch nit an die wande.
HOFFMANN *gesellschaftslieder* 128, 2;

noch bei BREITINGER *crit. dichtkunst* (1740) 1, 240 an der wande.

II. *bedeutung und gebrauch.* 1) *im gewöhnlichen sinn bezeichnet* wand *eine von menschenhand aufgeführte, meist senkrechte fläche zur seitlichen abgrenzung eines raums. in der bedeutung berührt es sich mit dem nächsten mit* mauer.

a) es zeigt sich das darin, dasz wand *und* mauer *gern mit einander verbunden werden:*

dā mite sihe ich dur mūre und ouch dur want.
WALTHER 99, 30;

gemalt an der wende unde an der mure SCHÖNBACH *altd. pred.* 3, 226, 31; wer ouch uff muren oder embor uff wende buwen wil *Schlettstadter stadtrechte* 1, 297 (1374) *Gény*; heimlich gemach zue buwen an eins andern mure oder want 473 (1509); eyn wetter ... fürt eyn thüre von dem tempel der göttin Luna, und hafft dieselbig zwischen die wende und mauren des hindersten theyls des tempels der göttin Cereris CARBACH *Livius* 420ᵛ; und sollen die berge umbgekeret werden, und die wende und alle mauren zu boden fallen *Hesek.* 38, 20;

hanget wie zurīsse mauren
und wie wände, die nicht dauren,
über mir.
P. GERHARDT, *Fischers kirchenlied* 3, 437ᵃ.

die beiden worte in grammatischer abhängigkeit: vor dem (*teufel*) weder wantmuer noch nütz semlichs geschirmen mag *altd. blätter* 1, 53;

an dem (*palas*) die louben wären vor
und der wende mūre
mit golde und mit lāsūre
geverwet und geziéret.
K. v. WÜRZBURG *troj. krieg* 17437;

o wi wie schone die innerhalbe dere murwente
dere saligen heimote barm in sih enphahet.
daz himlrīche 216, *zeitschr. f. d. alt.* 8, 151;
zīwelf clāftir sie da obe stant
sam ein muriniu want.
Entecrist, fundgr. 2, 127, 11;
fliege träumt an der mauerwand.
P. DERIMEL *in einem kinderbilderbuche.*

sie können ganz gleichbedeutend gebraucht werden:

zwey memmen balgten sich: der eine trat im schrecken
so lang zurück, bis er an einer mauer stand.
der andre sprach für sich: je die verfluchte wand!
nun ist es gut die fuchtel einzustecken.
PFEFFEL *poet. versuche* (1816) 2, 95.

wie leicht die worte vertauscht werden können, veranschaulichen die verse:

ich bin ein rechtgeschaffner bawr
und lähne mein spiesz an die wand
und:
ich heisze meyster Hildebrand
und lähn mein spiesz wol an die mawr.
Latebuch 104;

oft wird aber ein unterschied gemacht, so scheidet z. b. die Frankfurter reformation von 1578 *durchgängig zwischen* wand *und* mauer *vgl.* VIII, 8, § 13: was denn die schiedwände belangt, hat es mit denselben fast auch eine solche gelegenheit, wie hie oben der schiedmauwren halben erklärt ist.

b) der hauptsächlichste unterschied ist der, dasz das für den von den Römern erlernten, kunstmäszigen steinbau eingeführte mauer *auch später auf steinbauten beschränkt wird, während* wand *zunächst auf lehm- und holzbauten geht und namentlich die seit dem frühen mittelalter nachweisbare* (STEPHANI *d. älteste deutsche wohnbau* 180 *f.* 326) *fachwand* (2, *a, α*) *bezeichnet:* es (*das wasser*) had fele husere umme geworfen und umme geweicht alle wende und fele muren umme geworffen STOLLE *thür. Erfurt. chronik* 468 *Thiele;* wo sie zu ihren gebäuden nicht steine erlangen können, dasz sie anstatt der mauren läumerne wände aufführen *codex Augusteus* 2, 503 (1560); es wäre am besten, man beschmierete einen umb und umb mit leimwellern und steckte ihn auff die bühne, er müszte sagen, dasz er die wand wäre A. GRYPHIUS *Peter Squentz* 11 *neudr.*; ich (*der zimmermann*) schol auch ain want an die chammer machen und aineu an der stuben, dieselben laden ... schullen ainer span dich sein *urkunde von* 1335, *font. rer. Austr.* II, 35, 234; die zimberlāte mögent ouch in hüsern oder in stuben machen und snyden von bencken, wenden und gehymeltz (*zimmerdecke*) was sie dann konnent, das angenegelt wurt *Straszburger zunft- u. polizeiverordn.* 595 (15. *jh.*) *Brucker;* zügleicher weis aber als die bawleut, so anfangs holtz, stain, und ander irs wercks noturfft bestellen, und nachmals erst ein yegliche materi oder gattung zů sonderlicher form, nämlich stain zů maur, holtz zůr wand, kachel zům ofen ... gebrauchen FUCHSPERGER *dialectica* (1534) 66ᵃ; Hiram, der könig zu Tyro, sandte boten zu David und cedernbawme zur wand, und zimmerleute und steinmetzen, das sie David ein haus baweten 2. *Sam.* 5, 11; man hauche an eine steinerne mauer oder höltzerne wand, so wird doch der taback-geruch verbleiben *mediz. maulaffe* (1719) 93;

in starkem dauerndem verband
erstanden mauern ganz von stein,
durch werkerfahr'ner maurer hände,
die balken und die innern wände,
die zogen wir (*zimmerleute*) dem hause ein.
zimmermanns-sprüche (*Weimar* 1887) 121.

jacob und wilhelm grimm, wand

TU Graz
institut für wohnbau i_W

Man könnte sich mit dieser Phase in der Baugeschichte des Altares begnügen, wenn nicht gerade sie von architekturpolitisch größtem Einfluß für die Rezeption von Kultgebäuden bei Opferhandlungen gewesen wäre. Der Hof, umgeben von einer Sockelwand mit Reliefs und darüber eine Säulengalerie war das Vorbild für viele griechische und römische Altäre, darunter so bekannte wie der Zeusaltar von Pergamon und die Ara Pacis in Rom (Bammer - Brein - Wolff, 1978).

7. Wohnen

Die wichtigste Aufgabe, welche Architektur immer zu ermöglichen hatte, war das Wohnen. Die archäologischen Ergebnisse zeigen, daß es in der griechischen und römischen Antike Behausungen in allen Stufen der Entwicklung gab, vom Einraumhaus bis zur vielräumigen Villa und zum mehrstöckigen Zinshaus. Ein weit in prähistorische Zeit zurückreichender Haustyp, der auch heute noch in Kleinasien verwendet wird, ist der Rechteckraum mit Vorraum, das alte Megaron. Wenn natürlich auch im klassischen Athen die gewöhnlichen Wohnhäuser in keiner Weise einen Vergleich mit den gleichzeitigen öffentlichen Bauten aushielten, so gibt es doch auch Beispiele von einer gewissen Großartigkeit, etwa das Haus an der Mäanderstraße. Eigene Toilettenräume fehlten meist im Wohnverband der vorhellenistischen Zeit. Obwohl es Badewannen und Waschbecken gab, wurde der Fäkalientopf oft genug auf die Straße entleert. Auch das Fehlen von eingebauten Heizungen oder den erst in römischer Zeit aufkommenden Bodenheizanlagen (Hypokausten) sind ein Hinweis auf den einfachen Stand der Wohnzivilisation. Da in den griechischen Städten die Metöken und ansässigen Ausländer keinen Grundbesitz und damit auch keinen Hausbesitz haben konnten, waren sie auf das Mieten von Häusern und Wohnungen angewiesen. Außerdem dürfte ein großer Teil der ärmeren Vollbürger auch in Mietwohnungen gelebt haben. Über die Wohnverhältnisse der Sklaven ist kaum etwas bekannt.

Die Grundrisse und Wohnverhältnisse griechischer und römischer Häuser unterschieden sich besonders durch den städtebaulichen Verband, in dem sie errichtet waren. Das Einzelhaus, selbst im Dorfverband, das Reihenhaus und das mehrstöckige Zinshaus lassen sich nicht miteinander vergleichen. Über das Wohnen der Reichen in hellenistischer und römischer Zeit sind wir wesentlich besser unterrichtet als über das Wohnen der Ärmeren. Und in Bezug auf die gesellschaftsgeschichtlichen Auswirkungen und die Rezeptionsfähigkeit gilt auch, daß die beherrschende Architektur einer Epoche jene der herrschenden Schicht dieser Zeit darstellt. Abgesehen von den archäologischen Überresten bieten die Beschreibungen Vitruvs (Text S. 49, 51), Plinius des Jüngeren (Text S. 20) und Petronius einen guten Einblick in die gesellschaftlichen Bezüge des Wohnens der oberen Schichten, aber auch die teilweise heute noch erhaltene ländliche und städtische Volksarchitektur in Kleinasien und auf dem

Balkan. Eine Fülle von architektonischen und gesellschaftlichen Wohnvorstellungen hat sich aus der Antike in dieser Volksarchitektur erhalten.

Allerdings gibt es von der Benützung und vom Mobilar her wesentliche Unterschiede. Das wichtigste griechische und römische Möbelstück war die Kline, eine Art Bett, auf dem die Männer liegend zusammen speisten; das Speisezimmer war daher das Triclinium. Neben Sitzmöbeln gab es dann noch Truhen, in denen auch die Kleider aufbewahrt worden sind. Das Kennzeichnende der türkischen Häuser ist aber neben den umlaufenden festen, niedrigen Sitzbänken die Veränderlichkeit des Ess- und Schlafmobiliars; entlang der Wände laufen Einbauschränke, in denen die gerade nicht benötigten Wohnutensilien aufbewahrt werden. Während die antiken und anatolischen Einraumwohnungen Allzweckräume waren und sind und möglichst viele Handhabungen im Freien abgewickelt wurden, macht sich bei den vielräumigen rezenten türkischen Patrizierhäusern und besonders bei den Villen hellenistischer und römischer Wohlhabender ein anderes Merkmal erkennbar: Das Fluktuieren in der Benützung.

Vitruv z.B. beschreibt die opulenten Häuser mit einer nach Jahreszeiten wechselnden Funktion der Räume:

> „Die Frühlings- und Herbstspeisezimmer nach Osten: denn den Lichtstrahlen ausgesetzt, macht sie die zugewandte Sonneneinstrahlung gegen Westen fortschreitend, zu der Zeit, zu der man sie gewöhnlich benutzt, mäßig warm. Sommerspeisezimmer nach Norden, weil diese Himmelsrichtung nicht wie die übrigen während der Sonnenwende infolge der Hitze schwül wird; weil sie vom Lauf der Sonne abgewendet ist, gewährleistet sie - immer kühl - Gesundheit und Annehmlichkeit bei der Benutzung."
> (Vitruv, Zehn Bücher über die Architektur, Buch 6/4/2, nach der Ausgabe von Curt Fensterbusch, 1964).

Eine ähnliche Mobilität in der Benützung zeigen auch türkische Häuser etwa in Safranbolu und Birgi. Diese bewegliche Benützung kann sich in einem Geschoß abspielen aber auch in mehreren. Die Winterräume sind und waren fester, mit kleineren Fenstern und heizbar, die Sommerräume dünnwandiger, mit großen Fenstern und ohne Heizung. Außerdem entsteht bei dieser Wohnbeweglichkeit ein Wandel von Öffentlichkeit, der differenzierter ist als jener des einfachen Vordachhauses. Dort war und ist der Ablauf innerhalb des geschlossenen Raumes rein privat, das Leben unter dem Vordach, dagegen öffentlich. Die vielräumigen Wohnungen der Antike und des nahen Orientes haben dagegen eine Reihe von Zwischenstufen eingeschaltet, die etwa auch den Frauen eine verminderte Öffentlichkeit zugestanden (Blanck, 1976).

In den Großstädten des römischen Reiches lassen sich die Gegensätze in den Wohnverhältnissen gut ablesen. Das Stadthaus einer Familie bildete die Domus, während die Mietwohnungen in den Insulae, in Häuserblöcken, untergebracht waren. Im Gegensatz zu den auf literarischen Nachrichten fußenden Angaben über die Mietverhältnisse in Rom bieten die Ausgrabungen der Wohnungen (meist Wohlhabender) in Kleinasien (Pergamon, Ephesos) ein idyllisches Bild. Baugrundspekulationen, Zinswucher, Überbevölkerung, Verkehrs-

bammer, anton; architektur und gesellschaft in der antike, abschnitt 7: wohnen, in: stekl, hannes (hg.)

chaos kennzeichnen aber die Wohnverhältnisse von Rom und der ihnen ausgesetzten „plebs urbana“ des städtischen Proletariats (Pöhlmann, 1884; Yavetz, 1958; Radt, 1978).

Sulla bezahlte in seiner Jugend 3 000 Sesterzen jährliche Miete. Zu Caesars Zeiten wurde eine jährliche Miete einer Wohnung in Rom von 2 000 Sesterzen und außerhalb Roms von 500 als üblich angesehen. Nimmt man dagegen die Einkommen, so verdiente ein Durchschnittslehrer nur 6 - 700 Sesterzen jährlich; ein Gesetz aus der spanischen Stadt Urso aus dem Jahre 44 vor Christus sah 1 200 Sesterzen jährlich für den Sekretär des Bürgermeisters, 600 für den Amtsdiener, 300 für den Archivar vor. Der Legionssoldat verdiente im 1. Jahrhundert nach Christus 900 Sesterzen, seit Domitian 1 200 jährlich (Pecary, 1976), Offiziere (Centurionen) verdienten bereits 20 000 - 60 000 Sesterzen. Cicero verdiente an seinen Zinshäusern (Insulae) jährlich etwa 80 000 Sesterzen. War schon eine Zinswohnung nach Juvenal ein „miserabile hospitium“, so waren die Unterkünfte der Sklaven, die „cellae servorum“ im Dachgeschoß oder Keller noch erbärmlicher. In der späten Republik wohnten bis zu 16 Personen in einer Mietswohnung.

Die Bauspekulationen führten zu einer miserablen Bauweise mit unzureichenden Fundamenten, zu schwachen Wänden und zu großen Bauhöhen. Hauseinstürze, Feuersbrünste und Epidemien waren die Folge. Cicero berichtet seinem Freund Atticus, daß er zwei seiner Häuser, die auch schon von den Mäusen verlassen worden waren, mit Hilfe eines Bauunternehmers Chrisippus und des Bankiers Vestorius wieder mit Gewinn hergestellt hatte.

Für die Bauhöhe wurde allerdings unter Augustus eine Maximalhöhe von 70 Fuß, also etwa 21 m, erlassen und unter Trajan diese noch auf 60 Fuß verringert. Wenn man sich dabei aber vorstellt, daß die römischen Straßen meist viel schmäler waren als die heutigen, ergibt sich für die Räume von 6 - 7 Stock hohen Häusern kaum mehr Licht und Luft. Noch ärger war die Baufreiheit in Konstantinopel, wo die Baugesetze der Kaiser Leo und Zeno bei einer Straßenbreite von 12 Fuß jede beliebige Bauhöhe erlaubten, mit einer gewissen, aber umgehbaren Einschränkung, daß dem Nachbar der Ausblick aufs Meer nicht entzogen werden sollte (Pöhlmann, 1884). Wegen der Wohnungsnot hatte die römische Gesetzgebung schon immer versucht, den Neubau und die Instandhaltung von Miethäusern voranzutreiben. Aber erst in der Spätantike ist zuerst in Ostrom, dann in Westrom das Panis aedium, das dingliche auf dem hauptstädtischen Hausbesitz ruhende Anrecht an den staatlichen Brotverteilungen geschaffen worden (Pöhlmann, 1884).

Warum drängten sich gerade die einfachen Leute danach, im Zentrum der Stadt zu wohnen? Die Beantwortung liegt vor allem im Verkehrsproblem begründet. Es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel, die Arbeiter und Taglöhner, welche am Morgen rechtzeitig bei ihrem Brotherrn erscheinen mußten, konnten keinen stundenlangen Fußmarsch auf sich nehmen. Die Straßen waren großteils ohne Beleuchtung, im Dunklen zu marschieren war gefährlich. In den schmalen Straßen herrschte auch tagsüber ein ungeheures Gedränge.

Bereits Caesar hatte wegen des Straßengewühls den Wagenverkehr die ersten 10 Tagesstunden verbieten müssen.

Was den Mietern besonders weh tat, war, daß die Kaiser im Zentrum der Städte riesige Areale für ihre Fora und Prunkanlagen dem Wohnungsbau entzogen und sich die Reichen ihre städtischen Prunkhäuser (mit einer trotz der hohen Grundstückspreise ungeheuren Bodenverschwendung) dort errichteten. So kostete der Bauplatz für das Caesarforum in Rom 100 Millionen Sesterzen. Cicero hatte von Crassus ein Haus auf dem Palatin um 3,5 Millionen Sesterzen gekauft und vom Senat eine Enteignungssumme von 2 Millionen erhalten. Diese hohen Grundstückspreise konnten aber die Kaiser und Reichen nicht abhalten, im Stadtzentrum zu bauen. Besonders auffällig war die Domus aurea des Kaisers Nero.

Daß angesichts derartiger baulicher Strukturen die Wohnprobleme und die hohen, fast unerschwinglichen Mieten ein grundlegendes soziales Dilemma bildeten, mit dem sich jedoch auf billige Weise Stimmengewinne erzielen ließen, haben sowohl Caesar als auch Augustus erkannt, die mit einmaligen Mietzinserlässen sich der Gunst der Mietzinsbevölkerung versicherten. An einer Verbesserung der Wohnverhältnisse war beiden natürlich nicht gelegen, im Gegenteil, beide versuchten den Wohnbaugrund im Zentrum mit Prestigebauten zu besetzen. Es war die antike Taktik der Mächtigen, mit Geschenken an die Armen die Lösung des sozialen Problems zu umgehen und damit deren Abhängigkeit zu perpetuieren.

Die Anlage von repräsentativen Wohnbauten mit einer hochdifferenzierten Raumstruktur ist jedenfalls öfters gerechtfertigt worden, so auch von Vitruv:

„Wenn die Räume in Hinsicht auf die Himmelsrichtungen verteilt sind, dann muß man seine Aufmerksamkeit auch darauf richten, in welcher Weise in Privatgebäuden die Zimmer gebaut werden müssen, die allein den Hausherren gehören und wie die, die auch Leuten, die nicht zur Familie gehören, zugänglich sind. Denn in die Privaträume haben nicht alle Zutritt, sondern nur geladene Gäste, z.B. in die Schlafräume, Speisezimmer, Baderäume und die übrigen Räume, die gleichen Gebrauchszwecken dienen. Allgemein zugängliche Räume sind aber die, in die auch uneingeladene Leute aus dem Volk mit Fug und Recht kommen können, d.h. Vorhallen, Höfe, Peristyle und solche Räume, die in derselben Weise benutzt werden können. Daher sind für Leute, die nur durchschnittliches Vermögen besitzen, prächtige Vorhallen, Empfangssäle, Atrien nicht notwendig, weil diese Leute anderen durch ihren Besuch ihre Aufwartung machen, aber nicht von anderen besucht werden. ... Für hochstehende Personen aber, die aber, weil sie Ehrenstellen und Staatsämter bekleiden, den Bürgern gegenüber Verpflichtungen erfüllen müssen, müssen fürstliche hohe Vorhallen, sehr weiträumige Atrien und Peristyle gebaut werden, Gartenanlagen und geräumige Spazierwege, die der Würde angemessen angelegt sind; außerdem Bibliotheken, Räume für Gemäldesammlungen und basilikaähnliche Hallen, die in ähnlicher Weise prunkvoll ausgestattet sind wie die staatlichen Gebäude, weil in den Häusern dieser Männer öfter politische Beratungen abgehalten werden und Urteile und Entscheidungen in privaten Angelegenheiten gefällt werden.“
(Vitruv, Zehn Bücher über die Architektur, Buch 8/5/1 nach der Ausgabe von Curt Fensterbusch, 1964).

bammer, anton; architektur und gesellschaft in der antike, abschnitt 7: wohnen, in: stekl, hannes (hg.)

Von der Unterteilung der Zimmer und anderer Räumlichkeiten

DAMIT DIE Häuser von der Familie ihrem Zweck entsprechend genutzt werden können, ohne daß diese Zweckmäßigkeit größten Tadels würdig wäre und eher Lob verdiente, so ist darauf zu achten, daß nicht nur die Hauptteile, die Loggien, Säle, Höfe, Herrschaftsräume und weite, helle und leicht zu steigende Treppen, sondern auch die kleinsten und unscheinbarsten Gebäudeteile dort verwendet werden, wo sie den größeren und würdigeren nützlich sind. Denn wie auch im menschlichen Körper einige edle und schöne Teile und einige eher unedle und häßliche anzutreffen sind, die für jene offensichtlich außerordentlich notwendig sind und ohne die die ersteren nicht sein könnten, so müssen auch in den Bauwerken neben einigen ansehnlichen und ehrenvollen auch einige weniger elegante Gebäudeteile vorhanden sein, von denen die erstgenannten jedoch nicht unbeeinflußt bleiben können und die so einen Teil ihrer Würde und Schönheit einbüßen. Aber Gott der Herr hat die Teile, die am schönsten sind, an jene Stellen gesetzt, auf die der Blick zuerst fällt, die weniger ehrenvollen Teile aber an versteckte Orte. Und so ordnen auch wir beim Bauen die hauptsächlichen und ansehnlichsten Gebäudeteile offen und die weniger schönen an den unseren Augen am verborgensten liegenden Stellen an, damit so alle Häßlichkeiten des Hauses und all jene Dinge, die einen in Verlegenheit bringen und die die schönen Teile häßlich machen würden, untergebracht werden können.

Deshalb lobe ich es, daß an der tiefsten Stelle eines Gebäudes, die ich immer etwas unter die Erde lege, nämlich die Keller, die Holzmagazine, die Vorratskammern, die Küchen, die Stuben, die Waschküchen, die Öfen und dergleichen mehr, was zum alltäglichen Gebrauch zählt, angelegt werden. Daraus zieht man zwei Vorteile; der eine ist der, daß der obere Teil des Gebäudes ganz frei bleibt, und der andere, nicht weniger wichtige Vorteil ist der, daß der obere Teil gesünder zum Wohnen wird, da sein Fußboden fern von der Feuchtigkeit der Erde liegt. Außerdem ist der obere, erhöhte Gebäudeteil von außen anmutiger anzusehen und gibt auch einen schöneren Blick nach außen frei. Im übrigen achte man bei dem Gebäude darauf, daß man in ihm große, mittlere und kleine Zimmer nebeneinander findet, damit man sich ihrer abwechselnd bedienen kann. Die kleineren unterteilt man, um daraus kleine Zimmer zu machen, in die man Studierräume oder Bibliotheken, Zimmer für Reitutensilien und andere Dinge unterbringt, die wir jeden Tag benötigen und die nicht gut in den Räumen aufgehoben sind, in denen man schläft, ißt oder Freunde empfängt.

Zur zweckmäßigen Anlage gehört weiterhin, daß die für den Gebrauch im Sommer bestimmten Räume weit, geräumig und nach Norden gerichtet sind und die für den Gebrauch im Winter vorgesehenen nach Süden und Westen und daß diese eher kleiner als die anderen sind. Suchen wir doch im Sommer den Schatten und die kühlen Winde und im Winter die Sonne. Auch erwärmen sich die kleinen Zimmer leichter als die großen. Aber jene Räume, deren wir uns im Frühling und Herbst bedienen wollen, sind nach Osten gerichtet und blicken auf die Zier- und Nutzgärten. Auf derselben Seite sind auch die Studierzimmer oder Bibliotheken untergebracht, da man sie mehr vormittags als zu sonstigen Tageszeiten benutzt. Aber die Einteilung in große, mittelgroße und kleine Räume muß so vorgenommen werden, daß, wie ich andernorts gesagt habe, ein Teil des Gebäudes mit den anderen Teilen korrespondiert und daß so der gesamte Baukörper in sich eine gewisse Übereinstimmung der Teile zeigt, die ihn schön und anmutig werden läßt. Aber da in den Städten fast immer entweder die Mauern des Nachbarhauses oder die Straßen und öffentlichen Plätze gewisse Grenzen setzen, über die sich der Architekt nicht hinwegsetzen kann, ist es notwendig, sich nach den Möglichkeiten der Bausituation zu richten, was, wenn ich nicht irre, durch die folgenden Grund- und Aufrisse, die auch als Beispiele für die im vorangegangenen Buch erwähnten Dinge gelten, gut beleuchtet wird.

andrea palladio, die vier bücher zur architektur, 1993, s114-115

Gesellschaft sich aus einer Bundesgenossenschaft einzelner Körperschaften, der Familien oder Stämme entwickelt hatte, daß unter solchen Umständen das Dach einen sehr bedeutsamen Anteil an den architektonischen Kombinationen erlangen mußte, indem es sich in der Form eines beweglichen Zeltes oder eines Schutzdaches darstellte, welches zunächst eine in den Erdboden gegrabene Höhlung überdeckte und erst allmählich auf einem Unterbau sich erhob.

Die erstere Form, die des leichtbeweglichen Zeltes, war und ist noch heutigentages das Heim der nomadischen Stämme von Hirten und Jägern; die letztere Form, das Schutzdach, ist das Urbild der Häuser der Hinterwäldler und ackerbauenden Ansiedler.

Unter solchem Obdache entwickelte sich das häusliche Leben im Gegensatze zu dem Leben voll Mühsal und Kämpfen in der freien Natur. Diese Hütten wurden kleine Welten für sich, indem sie alles ausschlossen, was nicht zur Familie gehörte und nur dem freundlichen Tageslichte durch in den Wänden gelassene Oeffnungen Zutritt gewährten; mit der Familie nahmen auch die Haustiere teil an dem Schutze des Daches. Die Hütten oder Zelte standen einzeln zerstreut und bildeten in der natürlichen Umgebung unregelmäßige Gruppen, meistens an den Ufern eines Flusses oder Baches.

In jenen Gegenden Deutschlands, deren Bevölkerung teils germanischen, teils slawischen Ursprungs ist, z. B. in Mecklenburg und Holstein, kann man an jeder Ortschaft mit Leichtigkeit die Abstammung der Bewohner erkennen. Alle deutschen Städte und Dörfer sind in der Form von langen Reihen längs eines Flusses angelegt und nicht ummauert; die slawischen Niederlassungen dagegen kennzeichnen sich durch konzentrische, sei es quadratische oder runde Anlagen, durch den in der Mitte gelegenen regelmäßigen Marktplatz, sowie durch Befestigungen.

Es ist offenbar, daß der ursprünglichste Typus und einfachste

gottfried semper, ueber den ursprung einiger architekturstile...,in: kleine schriften

einheitlichen horizontalen Fassadenstreifen verschmelzen. Neben dem monumentalen Hallenfenster an der Nordfassade als größter Öffnung befinden sich die kleinsten Fenster an der mittleren Fassade des Untergeschosses: dahinter liegt die Essecke, die nachmittags vor den vor allem im Winter blendenden, tief einfallenden Sonnenstrahlen geschützt werden sollte. Nicht nur die aufgrund einer wärmedämmenden Doppelscheibenverglasung möglichen Fenstergrößen waren neuartig, sondern auch deren Fensterläden. Diese sind nicht wie in traditioneller Weise von der vertikalen Mittelachse der Fenster aus in zwei Teile aufklappbar, sondern als metallbeschlagene Wandflächen auf Rädern in horizontalen und vertikalen Schienen mit Kurbeln vor die Fenster zu schieben: eine Konstruktion, die Loos nach Kulka angeblich einmal in der Schweiz gesehen hatte (Abb. 12).[15] Ausnahme sind die großen Hallenfenster mit ihren Paravant-artigen Faltläden. So entsteht im Ganzen eine sich ständig verändernde Fassadenfläche durch Auf- und Zuschieben der Fensterflächen. Als man, so zitiert nach Kulka, Loos einmal ein Photo des Hauses Khuner zeigte, soll er aus seiner Tasche eine Streichholzschachtel gezogen und gerufen haben: «Das Haus der Zukunft ist aus Holz! Es hat verschiebbare Wände. Moderne Architektur ist: japanische Kultur mit europäischer Tradition.»[16] Das Haus selbst, heute eine Pension, steht unter Denkmalschutz und ist, abgesehen von Anbauten im hangseitigen Bereich (siehe Umgebungsplan Abb. 3), in seiner originalen Erscheinung weitestgehend erhalten geblieben.[17]



Abb. 12: Landhaus Khuner, zwei Fensterdetails.

Das Landhaus Khuner und die Bauernhausarchitektur

Das Landhaus Khuner ist ein temporäres, an das moderne Wege- und Kommunikationsnetz angeschlossenes Erholungsdomizil eines in der Großstadt arbeitenden Besitzers. Dieser wollte trotz Abgeschiedenheit am gesellschaftlichen Leben seinesgleichen am Semmering – ohne Kontakt zur tatsächlichen Bauernwelt – teilnehmen und sein Heim Freunden als Besuchsmöglichkeit zur Verfügung stellen. In naturnaher Zurückgezogenheit durfte jedoch auf städtisch eleganten Komfort nicht verzichtet werden.

Der Bauer wohnt in seinem Haus das ganze Jahr, es muss seinem ganzen Lebensrhythmus und dem Funktionsanspruch von Wohnen und Arbeiten gleichzeitig entsprechen, ohne nur repräsentativ zu sein: In seinem Haus befinden sich Wohnräume, Tierställe und Lagerräume für Nahrung und Tierfutter etc. Er trifft seinesgleichen selten Zuhause, sondern bei der sonntäglichen Messe oder im Wirtshaus. Das Bauernhaus ist in seiner Anlage das absolute Gegenteil zum Landhaus: Die ländliche Bergwelt wird nicht von einem inszenierten Betrachterstandort in der Freizeit genossen, sondern sie ist für den Bauern Grundlage und Ausdruck seines beschwerlichen Arbeitslebens. Ein Bauer wird den Standort seines Hauses nicht aufgrund des Ausblicks und der verkehrsmäßigen Erreichbarkeit wählen, sondern aufgrund fruchtbarer Böden für Landwirtschaft und Tierhaltung.

Die Grundriss- und Raumkonfiguration zwischen Land- und Bauernhaus sind grundverschieden. Im Raumplan differenzierte Motive wie eine zweistöckige Halle, Terrasse mit Gartenzugang und Dachterrasse mit Ausblick sind beim Bauern undenkbar, da unökonomisch: Eine zweigeschossige Halle mit Kamin bedeutet für ihn Wärme-, also Brennstoffvergeudung. Räume in Bauernhäusern sind klein und nicht im Loos'schen Sinn ineinander verschachtelt, sondern getrennt, da die Stube mit Kachelofen zusammen mit der Küche oft die einzig permanent geheizten Räume darstellen. Bei einem Vergleich beider Haustypen spielen eher die äußere Form, Konstruktion und Materialwahl eine Rolle. Die Blockhaftigkeit des Baukörpers fällt bei beiden Häusern auf. Das Bauernhaus (Abb. 13) vermeidet aus klimatischen Gründen ein weites Heraustreten isolierter Elemente wie Balkone ebenso wie Nischenbildungen und großflächige Verglasungen. Die Ausbildung eines Bruchsteinsockels mit anschließendem Holzblockbau mit flachem Satteldach jedoch ist von Loos in Anlehnung an die Bergbauernhofarchitektur gewählt worden, auch wenn lokaler grüner, also steinsichtiger Schiefer im Sockelbereich und dunkelbraun gebeiztes Holz dem Landhaus Khuner eine materiale Nobilitierung verleihen.



Abb. 13: Oberinntaler Bauernhaus.

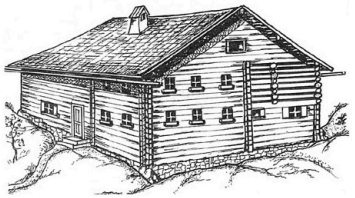


Abb. 14: Bauernhaus, schematische Skizze.

Verbesserung und nach Loos somit gerechtfertigte Änderung gegenüber der Tradition war das zinkverblechte Dach, das das steinbewehrte Schindel- bzw. Steinplattendach des herkömmlichen Bauernhauses ablöste.

Die ländliche Konstruktion schlichter Blockbauweise (Abb. 14) kam Loos in seiner Raumplanung entgegen. So konnte er ein Raster entwickeln, der innen und außen spür- und sichtbar wurde. Das Motiv der Loos'schen Balkendecke ist auch in der bäuerlichen Stube öfter anzutreffen. Der Loos'sche Blockbau verzichtet, wie das Bauernhaus, auf ornamentale Fassadengestaltung. Diese ist schlicht, glatt und lediglich durch das Heraustreten der raumteilenden Wand- bzw. Deckenbalken in große rechteckige Flächen gegliedert. Die Fenster sind bei Loos zahlreicher, in Größe und Platzierung stärker variiert und weniger tief in die Fassade eingeschnitten. Grund dafür sind nicht nur eine andere Funktion der dahinter liegenden Räume und das andere Verhältnis des Besitzers zur Natur, sondern auch eine wärmetechnisch verbesserte Doppelscheibenverglasung. Einfach aufklappbare Fensterläden bei Bauernhäusern wurden bei Loos durch Schiebeflächen ersetzt. Loos folgt im Wesentlichen den «Regeln», die er selbst für die Landhausarchitektur aufgestellt hat. So baut er weder malerisch und heimatkünstlerisch, noch imitiert er blind lokale Bautraditionen. Er übernimmt die blockhaft geschlossene, schlichte Baugliederung mit Bruchsteinsockel unter hölzernem Blockbau und flachem Satteldach, gestaltet sie jedoch nach den Ansprüchen des Besitzers und aufgrund modernster technischer Neuerungen um.

Loos kann nicht nach seinen eigenen theoretisch-schriftlichen Forderungen «unmodern gescholten werden»: Er integriert «technischen Fortschritt, ohne Fremdkörper in der Landschaft» zu schaffen. Kritisch betrachtet stellt sich die Frage, ob Loos bis in die letzte Konsequenz seinen Vorsätzen gefolgt ist, denn er verwirklicht eine Bauaufgabe, die im regionalen bäuerlichen Kontext schon per definitionem ein Fremdkörper ist (siehe Zitat zur «Heimatkunst»). Die Benützer dieses Landhauses identifizieren sich keineswegs mit der ländlichen Bevölkerung, sie leben als sichtgeschützte, kulturfremde *Landschaftsvoyeure* in einem Haus, das innen allen städtischen Luxus bietet, außen jedoch nicht als Fremdkörper direkt auffallen darf. Dieses Spannungsfeld zwischen traditionell, ländlich orientierter äußerer Form und innerer technischer wie funktionaler Modernität ist bezeichnend für das Landhaus Khuner.

Das Landhaus Khuner: seine Stellung im Oeuvre von Adolf Loos

Gestaltungs- und Stilelemente

Nach Kurrent hat Loos 257 Objekte geplant, darunter 88 Wohnbauten mit 70 Wohnhäusern bzw. Villen und 18 Massenwohnbauten. Nach Rukschcio/Schachel hat Loos 128 Bauten tatsächlich ausgeführt, darunter 34 Häuser und 56 Wohnungen.[18] Anhand der umfangreichen Plan- und Photodokumentation von Loos' Werk sollen nun die drei wichtigsten Gestaltungselemente im Landhaus Khuner angedeutet und ausgewählt durch das Oeuvre verfolgt werden. Diese sind:

- Die zweigeschossige Wohnhalle mit kleineren, anschließenden Räumen (Annexräume) im *Theater-Logen-Prinzip* als das wichtigste und zentralste Motiv des Landhauses Khuner und das daraus abgeleitete Raumgliederungsschema des Loos'schen *Raumplanes*.
- Die flächen- und raumgliedernden bzw. -rahmenden Elemente in Verbindung mit Farb- und Materialwahl wie Balkendecken, Verschalungen, Wandeinbauten.
- Der zentrale Kamin in Verbindung einer anschließenden Sitznische als eines der wichtigsten Gestaltungsmotive von Adolf Loos.

in der Frühzeit auf Böcken wie die übrigen Tische, *mensa cum trecellis*. Horizontale Bretter darüber waren ein selbstverständliches Hilfsmittel zum Aufstellen des Geschirrs. Aus diesen Elementen setzt sich der Stollenschrank zusammen, der sich im fünfzehnten Jahrhundert zum repräsentativen Möbel entwickelt hat und bei dem die Zahl der Etageren zu einem sozialen Rangabzeichen wurde.

Wegen der hauptsächlich auf das rein Stilgeschichtliche konzentrierten Untersuchungen herrscht noch weitgehende Unsicherheit darüber, wie und wo die Typen entstanden, aus denen sich unsere intime Umgebung zusammensetzt. Es fehlt eine Geschichte der Typologie, die die seit der sechzig Jahre zurückliegenden Arbeit Havards angehäuften neuen Tatsachen berücksichtigt. Kein Lexikon, sondern eine Typengeschichte des Möbels ist nötig, die die Beiträge der verschiedenen Länder im Norden und Süden vergleichend gegeneinander abwägt und ordnet. Flandern würde in einer solchen Geschichte sicher eine außerordentliche Rolle spielen.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat in den verschiedenen Typen: Stuhl, Bank, Pult, Schrank, und in der stabilen Form, die es dem Tisch gab, die Grundlagen für unseren weltlichen Komfort geschaffen.

Verglichen mit dem handwerklichen Raffinement des achtzehnten Jahrhunderts mögen diese Typen primitiv erscheinen, ihre künstlerische Behandlung ist es jedoch nicht. Aber selbst ihre künstlerische oder handwerkliche Behandlung enthält nicht das ganze Geheimnis ihrer Wirkung, denn sie sind nicht als isolierte Einzelstücke gedacht, sondern untrennbar von den spätgotischen Räumen, in denen sie wie eine Pflanze im Boden wurzelten.

Mittelalterlicher Komfort: Komfort des Raumes

Vom heutigen Standpunkt aus hat es im Mittelalter überhaupt keinen Komfort gegeben.

Die Einrichtung war fragmentarisch, die Heizung schlecht. Holz in großen Stößen verbrennen zu sehen, ist zweifellos etwas ewig Anziehendes. Das Mittelalter hat es verstanden, das offene Herdfeuer in das tägliche Leben miteinzubeziehen und dem Feuerplatz, dem Kamin, eine Form zu geben, die weit über das bloß Notwendige hinausreicht. Doch was für ein Rückfall in Primitivität gegenüber den römischen Villen mit ihren gleichmäßig durchwärmten Wänden und Böden, wie sie jenseits der Alpen zu finden waren, wo immer die Römer sich niedergelassen hatten.

In den mittelalterlichen Häusern war es kalt. Deshalb erscheinen auf den Miniaturen immer wieder ein kleiner runder Eßtisch, ein Arbeitstisch oder eine

Bank, die an die offene Flamme des Kamins gerückt sind, manchmal sogar Truhenbänke mit beweglicher Rückenlehne, so daß man sich abwechselnd dem Feuer zuwenden oder ihm den Rücken kehren konnte (Abb. 153).

Der gleiche Rückfall in Primitivität zeigt sich in der übrigen mittelalterlichen Einrichtung. Gab es überhaupt keinen Komfort? Konnte man die karge Ausstattung der Zimmer mit einer Reihe von Truhen, unförmigen Bocktischen und grob gezimmerten Bettstellen mit dem Namen Komfort bezeichnen?

Die kulturbildende Schicht des hohen Mittelalters bis tief ins dreizehnte Jahrhundert war das Mönchtum. Der Adel jagte und kämpfte in der Zeit des Rittertums. Wie der Adel Krieg führte und wie er liebte, hat in den großen mittelalterlichen Epen Gestalt gefunden, aber ein in weiterem Sinn kulturschaffendes Element war er nicht. Immer wieder stößt man im Mittelalter auf die anonyme Institution des Mönchstums, das die Last der kulturellen Verantwortung trug. Die Klöster der verschiedenen Orden waren im Laufe des frühen Mittelalters hochkomplizierte Organismen geworden. Sie waren die wichtigsten Träger der Kultur, Brennpunkte sozialer Aktivität, des Austausches mit anderen Ländern, und Stätten des Lernens und aller Bildung, in denen die alten Autoren aufbewahrt und auf lateinisch die zeitgenössischen Chroniken verfaßt wurden. Die großen Klosteranlagen waren zugleich Herbergen für die Umherziehenden, Armenhäuser und Spitäler. Die Ländereien der Klöster, die auf den Adel der Reformationszeit eine so große Anziehungskraft ausüben sollten, wurden von den Mönchen als mächtigen Gutsbesitzern und Landwirten großen Stils verwaltet. In einer Zeit anhaltender Unruhen waren die Klöster die einzigen Plätze relativer Sicherheit und Stabilität.

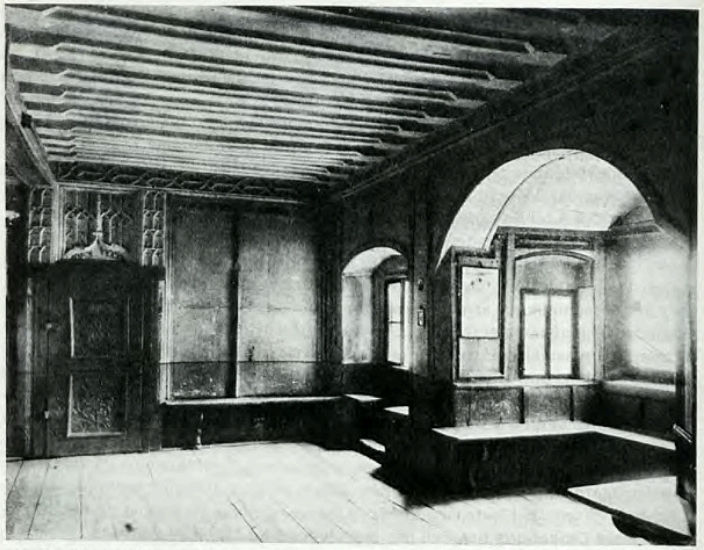
In dieser Umgebung hat sich das mittelalterliche Mobiliar gebildet. Innerhalb der Klostermauern wurden die Faltstühle aus Bronze oder Holz und andere kirchliche Thronsitze antiker Provenienz, das Chorgestühl, das Lesepult in Kapelle und Sakristei, die Schreibtische in den Zellen und die langen, schmalen Bocktische der Refektorien entwickelt. Stück für Stück wurden diese Möbel später vom weltlichen Haushalt übernommen.

Selbst die Waschstände, die in Nischen oder Eckschränke eingebaut wurden, spiegeln in ihrer Anordnung das mönchische Lavatorium wider. Sie bestehen aus einem schmalen Metallbehälter mit Hahn und darunter einem Waschbecken. Erst in Nischen stehend, wie das kugelförmige Becken in Dürers Marienleben, später in schlanker gotischer Proportion eingebaut in einen Eckwaschschrank werden sie schließlich mit dem Buffet zu einer Einheit verschmolzen.

Die mönchischen Lavatorien des dreizehnten Jahrhunderts (wie in St. Denis) waren gewölbte Räume, die in der Nähe der Refektorien lagen. In der Mitte war »ein gewöhnlich kreisrunder Brunnen, der mehrere Öffnungen besaß, aus denen schmale Wasserströme liefen«[66]. Hier nahmen die Mönche die vorgeschriebenen leichten Waschungen vor.

66 Havard, a.a.O., Bd. III, Kol. 281.

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung, s334-335



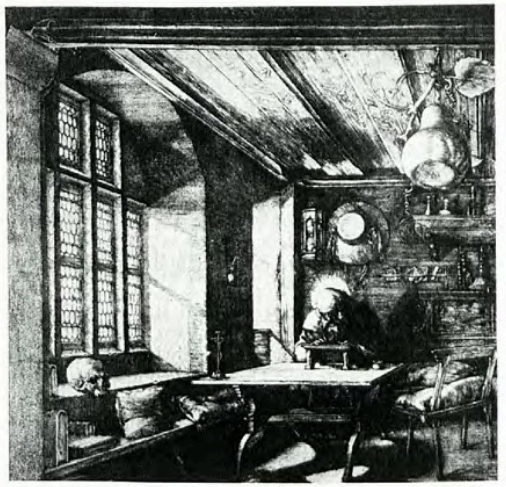
166. Der Raum der Äbtissin. Domnonnenkloster, Graubünden, Schweiz. 1512. (*Schweizer Nationalmuseum*)

Natürlich benutzte man immer Krüge, aus denen die Bedienten nach dem Essen das Wasser über die Hände schütteten. In Südfrankreich gab es sogar hölzerne oder eiserne Waschständer, deren Becken auf einem metallenen oder hölzernen Untersatz aufruhten[67]. Aber der Waschstand mit Wasserbehälter, Hahn und Becken ist etwas ganz anderes. Er gleicht vielmehr einem Ausschnitt aus dem monumentalen Lavatorium, das hier vereinfacht und auf bürgerlichen Maßstab reduziert erscheint.

Die Mönche hatten sich einem asketischen Verhalten und Leben geweiht. Eine Frage etwa, wie der Körper sich in einem Stuhl am besten entspannen könne, war für sie bedeutungslos und konnte sie nicht beschäftigen, da sie ihr Leben der Kasteiung des Fleisches geweiht hatten. In dieser ganzen Zeit bewahrte das mittelalterliche Interieur die Strenge seiner Ursprünge.

In Kontrast zu der Primitivität der Einrichtung steht die Kleidung der Bewohner (Abb. 144). Seit dem aufkommenden Wohlstand des vierzehnten Jahrhunderts

67 Ebd., Bd. II, Kol. 797.



167. ALBRECHT DÜRER: »Der heilige Hieronymus im Gehäus«. Kupferstich. 1514.

nahmen Seide und Brokat überhand. Die Gastmähler zogen sich über Tage hin; sie bestanden oft aus sechs Gängen, und jeder Gang war ein Mahl für sich[68]. Aber die Frauen mit ihren kostbaren Brokat- und Damastgewändern und den langen, hermelinverbrämten Ärmeln waren es gewohnt, dicht aneinandergedrängt auf Bänken ohne Rücklehne und an roh gearbeiteten Bocktischen sitzend ihr Mahl einzunehmen.

Erst während des fünfzehnten Jahrhunderts, und mehr noch im sechzehnten, zog das Bürgertum die Konsequenz aus seiner gewonnenen Macht und gab dem Inneren des Hauses sowie den einzelnen Gegenständen eine behaglichere und, wenn man will, eine weltlichere Note. Da tauchen in den Wohnräumen die Bänke mit Rücklehnen auf und mit ihnen die Kredenzen zum Anrichten der Speisen und die schlanken spätgotischen Stollenschränke auf hohen quadratischen Ständern.

Und doch gab es einen mittelalterlichen Komfort. Er ist nur in anderer Richtung zu suchen und kann nicht mit rein materiellen Maßstäben gemessen werden. Er wird fühlbar, sowie man einen mittelalterlichen Raum betritt. Die Freude und das

68 Mehrere dieser Menüs aus dem vierzehnten Jahrhundert haben sich erhalten. Jeder Gang enthielt die verschiedensten Gerichte und endete jeweils mit einem Dessert. Allerdings sind es flandrische Menüs aus der reichsten Gegend Europas, aber die Vielfältigkeit der Auswahl an Wild, Geflügel aller Art und Fischen, an Weinen aus verschiedensten Gegenden, an exotischen Desserts, Granatapfelkernen, Mandeln in Honig gebraten, ist trotzdem erstaunlich. Mitgeteilt in: Henri Hachez, *La Cuisine à travers l'histoire* (Brüssel, 1900), S. 138-146.

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung, s336-337

Entzücken, das im mittelalterlichen Sinn Komfort bedeutet, geht von der Gestaltung des Raumes aus. Komfort ist die Atmosphäre, die den Menschen umgibt und in der er lebt. Diese ist so wenig mit Händen zu greifen wie das mittelalterliche Gottesreich. Der mittelalterliche Komfort ist ein Komfort des Raumes.

Ein mittelalterlicher Raum erscheint eingerichtet, auch wenn kein Möbelstück in ihm steht. Er wirkt niemals kahl. Er lebt aus seinen Proportionen, seinem Material, seiner Form, gleichgültig, ob es sich um Kathedralen, Kreuzgänge, Refektorien oder um bürgerliche Stuben handelt. Dieses Gefühl für die Würde des Raumes endet nicht mit dem Mittelalter. Es setzt sich fort, bis die Industrialisierung des neunzehnten Jahrhunderts das Gefühl dafür trübt. Aber keine Zeit hat so ausdrücklich auf körperlichen Komfort verzichtet wie das Mittelalter. Wiederum ist es die asketische Haltung des Mönchtums, die die Epoche unsichtbar nach ihrem Bilde geformt hat.

Man lebt nicht nur dem Augenblick. Der Tod wird nicht als unvermeidlicher Unglücksfall betrachtet, er ist mit dem Leben verknüpft und sein fortwährender Begleiter. Das bedarf keiner weiteren literarischen Belege. Die großen Kathedralen, die oft aus auffallend kleinen Gemeinschaften hervorgegangen sind, bezeugen, wie der Gedanke an den Tod in Form des jenseitigen Lebens im Alltag der Lebenden gegenwärtig ist. Und die Totentanzfolgen, »Der Toten danz durch Alle Stende und Geschlecht des Menschen«, wie der jüngere Holbein seine Folge am Ausgang der Epoche nannte, sagen dasselbe.

Diese andersartige Einstellung hat einen tiefen Einfluß auf die Formung des mittelalterlichen Komforts ausgeübt und ganz andere Werte in den Vordergrund treten lassen als die materiellere Auffassung einer späteren Zeit.

Im Gegensatz zu der Unsicherheit des Lebens draußen soll in der intimen Umgebung des Menschen Friede herrschen. Und dies ist es, was die mittelalterlichen Räume zuerst ausströmten: Ruhe und Besonnenheit. Es ist auffallend, daß immer wieder Schreibende und Malende abgebildet wurden, in dem Augenblick, in dem sie in ihrer Zelle oder in ihrer Stube dabei sind, ihre Gedanken niederzulegen. Schreiben und Malen bedeutet dabei keine alltägliche Handlung wie heute, sondern eine Konzentration auf das Höchste. Dargestellt werden im Mittelalter die Evangelisten mit ihren Pergamentrollen, und vor allem der malende St. Lukas, später, im fünfzehnten Jahrhundert, die Mönche in ihren Zellen. Am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint in einem der schönsten Holzschnitt-Bücher bereits der weltliche Schreiber: Polifio, der an seine Freundin schreibt (Abb. 142). Wenig später, 1514, setzt auch Albrecht Dürer den Heiligen Hieronymus in eine bürgerliche Umgebung (Abb. 167), in ein für die damalige Zeit fast üppig ausgestattetes Zimmer: weiche Kissen liegen auf der umlaufenden Fensterbank, und eine Menge Hausrat hängt an der glatten Holzwand des Hintergrundes neben dem großen Hut des Heiligen. Die Intensität des Raumes, das Zusammenwirken von Balken, Decke, Steinpfeilern, Fenstern und der Holzwand im Hintergrund sind das Entscheidende. Der Heilige, der über sein kleines Pult gebeugt die Bibel aus dem Urtext ins Lateinische übersetzt, ist, wie Heinrich Wölfflin dies ausdrückt[69], »der gelehrte, nachdenkliche Mann, der den geschlossenen Raum braucht und Stille um sich haben muß«. Seine Gestalt verkörpert die Abgeschlossenheit dieser Atmosphäre: Ruhe und Selbstbesinnung. Wir befinden uns im Ausklang der spätgotischen Zeit, aber nie ist die warme Geborgenheit, die den mittelalterlichen Wohnraum erfüllt, eindrucksvoller dargestellt worden. Zu der mönchischen Atmosphäre von Konzentration und Ruhe tritt im fünfzehnten Jahrhundert, als das Bürgertum seine eigene Kultur aufbaute, das Intime hinzu.

Vielleicht war das Zimmer des Hieronymus etwas prächtiger als üblich, aber es gibt doch die Atmosphäre wieder, in der Dürer gewohnt war sich zu bewegen. Das intakt erhaltene Zimmer einer Äbtissin eines Schweizer Klosters der gleichen Zeit (1512) (Abb. 166) mit seinen Korbbogenfenstern, umlaufenden Fensterbänken, der Balkendecke und der Täfelung strömt die gleiche Wärme aus und zeigt, wie genau Dürer den spätgotischen Raum wiedergibt.

Die Vollendung dieser Stuben ist das Ergebnis einer Entwicklung, die durch das ganze Mittelalter läuft. Die Einheit des mittelalterlichen Raumes wurde zuerst durch die Gewölbe garantiert, die ihn überspannten. Später waren Decken und Wände von Ornamentik überzogen. Im vierzehnten Jahrhundert bedeckten die Wohlhabendsten ihre Wände mit flandrischen Bildteppichen. Aber das waren Ausnahmen. Glatte, meist unverputzte Mauern blieben die Regel. Der spärliche Hausrat stand vor den kahlen Wänden, und dunkle Balken trugen die Decke und übernahmen die Rolle des Gewölbes.

Nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ändert sich das Bild. Die gotische Rahmenkonstruktion formt nicht nur das Möbel, sie formt auch den Raum. Die hohen hölzernen Rückwände, die den Truhen, Betten und Anrichten angesetzt werden (wie früher dem Chorgestühl), sind ein Übergangsstadium. An ihrer Stelle und ungefähr in ihrer Höhe umzieht nun Täfelung den Raum.

Im sechzehnten Jahrhundert wächst sie bis zur Decke, überzieht die Balken und gibt so dem Raum jene wunderbare Geborgenheit, deren Abglanz noch in alpinen Bauernhäusern zu finden ist.

Es ist nicht allein die Schale des Raumes – Wände, Fußboden, Decke –, die sich zu einer Einheit zusammenschließt. Die Türen werden so mit der Täfelung verbunden, daß sie oft schwer von der übrigen Wand zu unterscheiden sind. Die Bänke sind mit der Täfelung verwachsen. Der Stollenschrank, der vom Fußboden bis zur niedrigen Decke reicht, wird mit dem Waschkasten zu einer Einheit zusammengefaßt und ist im Grunde nur ein Stück vorspringender Wand.

Das spätgotische Zimmer ist das Endglied einer Entwicklung und gleichzeitig der Beginn einer neuen Tradition. Die Formen ändern sich im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, aber die Vorstellung bleibt erhalten, daß die Einheitlichkeit des Raumes nicht angetastet werden darf.

Es scheint diesen Jahrhunderten ein lebendiges Bedürfnis gewesen zu sein, daß der Raum dominiert und nicht das Mobiliar. Ihm wird unbewußt alles untergeordnet.

69 Heinrich Wölfflin, *Die Kunst Albrecht Dürers*, München, 1905, S. 196.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung, s338-339

Beginn der Promenade sah ich, wie sie sich beim Arm nahmen, den sie wie den Henkel eines Korbes hielten, und auf diese Weise umherspazierten.« (46) Dieselbe Überraschung, wie sie der Bologneser des 17. Jahrhunderts angesichts jener lachenden, Arm in Arm herumspazierenden Volksmenge empfand, empfinden wir heute, wenn wir uns unter die italienischen Massen mischen.

Man traf sich also auf der Straße; und wo versammelte man sich? Im 19. Jahrhundert, und auch heute noch, versammeln sich zumindest die Männer oft im Café. Unsere heutige Kultur muß unbegreiflich bleiben, wenn man verkennt, welche Rolle das Café spielt, dieser einzige Treffpunkt, der jederzeit zugänglich ist, vertraut wie eine alte Gewohnheit. In England ist dies das »öffentliche Haus«, der *pub*. Die Gesellschaft des 16. und des 17. Jahrhunderts war eine Gesellschaft ohne Café: die Schenke, das Wirtshaus waren verrufene Orte, die den Bösewichtern, den leichten Mädchen, den Soldaten, den verbummelten Schülern, dem Bettelvolk und den Abenteurern aller Schattierungen vorbehalten waren; anständige Leute hielten sich von ihnen fern, zu welchem Stande sie auch gehören mochten. An öffentlichen Versammlungsorten gab es nur die Privathäuser oder doch zumindest einige von ihnen: es waren dies die großen Häuser, ländliche wie auch städtische. (47) Was haben wir unter einem solchen großen Haus zu verstehen? Es unterscheidet sich sehr von dem, was wir heute kennen: genau gesagt, es ist das gerade Gegenteil. Wenn man heute sagt, eine Wohnung sei groß, so steht das in Relation zur Anzahl ihrer Bewohner. Ein großes Haus ist immer ein von wenigen Personen bewohntes Haus. Sobald es von einer größeren Zahl von Menschen bewohnt wird, man würde sagen, sobald man sich beengt fühlt, wird das Haus nicht mehr als groß angesehen. Im 17. und auch im 15. und 16. Jahrhundert war ein großes Haus dagegen stets von sehr vielen Menschen bewohnt, es war stärker belegt als die kleinen Häuser. Dies ist eine sehr wichtige Beobachtung, die sich aus sämtlichen Arbeiten der demographisch orientierten Historiker über die Kopfstärke der Haushalte entnehmen läßt.

So hat man sich beispielsweise mit der Einwohnerschaft von Aix-en-Provence am Ende des 17. Jahrhunderts befaßt und sich dabei auf das Einwohnerregister von 1695 gestützt. (48) Im Licht dieser Analysen stößt man auf einen eindeutigen Gegensatz zwischen den armen und dicht bevölkerten und den wohlhabenden und weniger bevölkerten Vierteln: erstere bestehen aus kleinen und von wenigen Personen bewohnten Häusern, letztere aus großen und von vielen Menschen bewohnten Häusern. Manche Häuser beherbergen drei oder weniger als drei Bewohner, während andere 31 Personen (zwei herrschaftliche Personen, sechs Kinder, 17 Domestiken) oder auch 17 Personen (zwei herrschaftliche, acht Kinder, sieben Domestiken) beherbergen.

Dieser Gegensatz ist keine Eigentümlichkeit des 17. Jahrhunderts oder der Provence. Ein neuerer Aufsatz über Charpentras in der Mitte des 15. Jahrhunderts erweckt denselben Eindruck. (49) Dreiundzwanzig Familien von Rang zählen zusammen 177 Köpfe, das macht 7,7 Personen pro Haushalt; 17,4 % der Bevölkerung verteilen sich auf die Haushalte mit mehr als acht Personen. Ein Adliger hat 25 Personen in seinem Hause. Der Architekt des Domes lebt im Kreise von 14 Tischgängern. Es ist heikel, von diesen Zahlen auf die Geburtenziffer zu schließen. Dagegen geht daraus sehr deutlich hervor, daß die reichen Häuser über die Familie im eigentlichen Sinne hinaus ein ganzes Volk von Bediensteten, Angestellten, Schreibern, Klienten, Ladenjungen, Lehrlingen, Compagnons etc. beherbergten. Das gilt für das 15. bis 17. Jahrhundert und für alle möglichen Gegenden Westeuropas. Das waren große Häuser, d. h. selbst dann, wenn sie nicht als *hôtel* bezeichnet wurden, gab es in jeder Etage mehrere Zimmer, mehrere Fenster zur Straße hinaus, Hof oder Garten. Ihre Bewohner bildeten jeweils schon eine richtige soziale Gruppe. Neben diesen großen Häusern mit ihren vielen Bewohnern gab es sehr kleine Häuser, in denen nur das Ehepaar und stets nur einige ihrer Kinder, nämlich die jüngsten, wohnten. In der Stadt waren das solche Häuser, wie es einige noch in unseren alten Stadtvierteln gibt, Häuser, die pro Stockwerk nur ein oder zwei Fenster haben. Paul Masson zufolge sieht es so aus, als sei das Haus mit der zweifenstrigen Etage in Marseille als Verbesserung des Hauses mit nur einem Fenster pro Etage eingeführt worden: »Die Wohnungen in den einzelnen Stockwerken bestehen aus zwei Zimmern, wobei das eine zur Straße hinausgeht und das andere auf einen engen Hof, der das letzte dieser Häuser von denen der Nachbarstraße trennt.« (50) Oft spendeten die zwei Fenster im übrigen nur einem einzigen Zimmer Licht. Ein oder zwei Zimmer gab es also in jenen Stadtwohnungen. In den ebenerdigen Häusern auf dem Lande gab es auch nur eins, und wenn es zwei Zimmer gab, war das eine für das Vieh reserviert. Augenscheinlich handelte es sich dabei um Unterkünfte für die Nachruhe und bisweilen (nicht immer) die Mahlzeit. Diese kleinen armseligen Häuser erfüllten keinerlei soziale Funktion. Sie konnten der Familie nicht einmal eine Herdstatt bieten. Das Ausmaß der Wohnungsnot in den 50er Jahren dieses Jahrhundert hat uns darüber belehrt, wie sich die Wohnbedingungen auf die Familie auswirken. Gewiß war man im Ancien Régime unempfindlicher gegenüber

ariès, philippe: geschichte der kindheit, 17. aufl., münchen 2011 (1960), s502-558

der Vermischung der Geschlechter wie der Altersstufen. Es bedarf jedoch in jedem Falle eines räumlichen Minimums, unterhalb dessen ein Familienleben oder Familiengefühl, wie wir es im Verlauf dieser Studie beschrieben haben, unmöglich ist, sich weder herausbilden noch fortentwickeln kann. Das berechtigt uns zu dem Schluß, daß jene in beengten Verhältnissen wohnenden Armen zwar Zuneigung für die ganz Kleinen empfanden – jene elementare Form des Sinnes für die Kindheit –, die komplizierteren und moderneren Formen des Familiensinnes jedoch nicht kannten. Wie im Mittelalter waren das immer noch »stille«, »schweigsame«, weil elementare Familien. Es steht fest, daß die jungen Leute diese Einraumhäuser, die wir als Elendsquartiere bezeichnen würden, sehr früh verlassen mußten, sei es, um als Geschwisterpaar oder als Ehepaar in andere Elendsquartiere umzusiedeln, sei es um im Haus anderer Leute, d. h. in den große Häusern der Notabilitäten, als Lehrling, Diener, Kommis zu leben.

In diesen großen Häusern, die keine Palais, auch noch keine *hôtels*, keine Bauernhäuser oder städtische Etagenwohnungen waren, treffen wir das Milieu an, in dem der Sinn für die Kindheit und das Familiengefühl kultiviert wurden. Dorther stammen alle Beobachtungen, die den Stoff dieses Buches ausmachen. Die erste moderne Familie ist die jener Notabilitäten. Deren Familien sind es, die die umfangreiche Familienikonographie der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Stiche Abraham Bosses, die Porträts Philippe de Champaignes, die Szenen der holländischen Maler darstellen. Für sie haben die Erzieher und Moralisten geschrieben und für sie hat sich die Zahl der Kollegs vervielfacht. Für diese Familien, d. h. für die Gesamtheit der Gruppe, die sie bildeten und die über die Gattenfamilie hinaus zwar keine weiteren Verwandten (dieser Typus der patriarchalischen Familie muß sehr selten gewesen sein) oder allenfalls irgendeinen unverheirateten Bruder, daneben aber den Kreis der Bediensteten, Freunde und Protégés umfaßte.

Dieses große Haus spielte eine öffentliche Rolle. In einer Gesellschaft ohne Café, ohne *public house* war es der einzige Ort, wo Freunde, Kunden, Verwandte, Protégés zusammentreffen und sich unterhalten konnten. Zu den Bediensteten, Geistlichen und Kommis, die ständig dort wohnten, muß man noch den unablässigen Strom der Besucher hinzuzählen. Diese brauchten sich offenbar mit ihren Besuchen nicht nach der Tageszeit zu richten und wurden niemals hinauskomplimentiert, denn die Erzieher des 17. Jahrhunderts waren der Ansicht, daß die Häufigkeit und die unbestimmte Stunde der Besuche insbesondere die Festsetzung regelmäßiger Tischzeiten unmöglich machten und befanden im-

merhin, daß diese Unregelmäßigkeit für die Bildung der Kinder so abträglich sei, um den Kollegbesuch zu rechtfertigen, obwohl die schulische Promiskuität sich nachteilig auf die Moral der Kinder auswirkte. Das beständige Kommen und Gehen der Besucher hielt die Kinder vom Lernen ab. Kurzum, diese Visiten schienen eine regelrechte Hauptbeschäftigung zu sein, die das Leben des Hauses bestimmte, ja von der selbst die Tischzeiten abhängig waren.

Diese Besuche waren nicht nur freundschaftlicher oder gesellschaftlicher, sondern auch beruflicher Natur, doch ließen sich diese Unterscheidungen kaum aufrechterhalten. So waren denn diejenigen, die wir in dieser Untersuchung als Klienten bezeichnet haben, lange Zeit zugleich die Freunde des Notars, war einer des anderen Schuldner. Weder der Richter noch der Händler, der Bankier oder irgendein Geschäftsmann verfügte über Lokalitäten zu rein beruflichen Zwecken. Alles wurde in denselben Zimmern abgewickelt, in denen man mit der Familie lebte.

Dabei waren diese Zimmer allerdings für die verschiedenen häuslichen Zwecke ebensowenig spezialisiert wie für die beruflichen. Sie gingen ineinander über; die am besten ausgestatteten Räume bildeten eine Etage der Galerien und der zusammenhängenden Säle. Auf den anderen Etagen waren die Zimmer kleiner, hingen jedoch ebenfalls zusammen. Keines davon hatte einen präzisen Verwendungszweck, außer der Küche; dort kennt man auch viele Fälle, wo das Essen an der Feuerstatt des größten Raumes gekocht wurde. Die Kücheneinrichtung ließ, so weit es die mittelgroßen städtischen Häuser betraf, keinerlei Raffinement zu, und wenn man Gäste hatte, kaufte man bereits fertig zubereitete Gerichte beim benachbarten Rôtisseur. Als Hortensius, der »Präzeptor« oder Schulmeister Francions, eine Gesellschaft festlich bewirten wollte, sagte er zu seinem »Schulfuchs«, seinem Vertrauten: »Geh los und trage dem Gevatter Gastwirt auf, mir vom Besten (Muskateller) und ein Stück Braten herüberzuschicken. Und dazu kam es, weil ihm, da es bereits sehr spät war und die Zuletztgekommenen eine Leier mitgebracht hatten, aufging, daß er wohl kaum darum herumkommen würde, allen in seinem Zimmer Versammelten ein Souper zu geben.« Francion macht sich mit dem Schulfuchs auf den Weg. Bei dem Gastwirt »fanden wir nichts, das uns zusagte, und nahmen nur Wein. Wir kamen überein, zur Rôtisserie am Petit Pont zu gehen. Der Schulfuchs kaufte einen Kapaun und da er noch ein Stück Lendenbraten wollte, ging er zu sämtlichen Rôtisseurs, um zu sehen, ob sich nicht irgendwo ein gutes Stück auftreiben ließ.« Man lebte in Allzweckräumen. Dort aß man auch, aber nicht etwa an für diesen Zweck reservierten Tischen: den berühm-

ariès, philippe: geschichte der kindheit, 17. aufl., münchen 2011 (1960), s502-558

Entzücken, das im mittelalterlichen Sinn Komfort bedeutet, geht von der Gestaltung des Raumes aus. Komfort ist die Atmosphäre, die den Menschen umgibt und in der er lebt. Diese ist so wenig mit Händen zu greifen wie das mittelalterliche Gottesreich. Der mittelalterliche Komfort ist ein Komfort des Raumes.

Ein mittelalterlicher Raum erscheint eingerichtet, auch wenn kein Möbelstück in ihm steht. Er wirkt niemals kahl. Er lebt aus seinen Proportionen, seinem Material, seiner Form, gleichgültig, ob es sich um Kathedralen, Kreuzgänge, Refektorien oder um bürgerliche Stuben handelt. Dieses Gefühl für die Würde des Raumes endet nicht mit dem Mittelalter. Es setzt sich fort, bis die Industrialisierung des neunzehnten Jahrhunderts das Gefühl dafür trübt. Aber keine Zeit hat so ausdrücklich auf körperlichen Komfort verzichtet wie das Mittelalter. Wiederum ist es die asketische Haltung des Mönchtums, die die Epoche unsichtbar nach ihrem Bilde geformt hat.

Man lebt nicht nur dem Augenblick. Der Tod wird nicht als unvermeidlicher Unglücksfall betrachtet, er ist mit dem Leben verknüpft und sein fortwährender Begleiter. Das bedarf keiner weiteren literarischen Belege. Die großen Kathedralen, die oft aus auffallend kleinen Gemeinschaften hervorgegangen sind, bezeugen, wie der Gedanke an den Tod in Form des jenseitigen Lebens im Alltag der Lebenden gegenwärtig ist. Und die Totentanzfolgen, »Der Toten danz durch Alle Stende und Geschlecht des Menschen«, wie der jüngere Holbein seine Folge am Ausgang der Epoche nannte, sagen dasselbe.

Diese andersartige Einstellung hat einen tiefen Einfluß auf die Formung des mittelalterlichen Komforts ausgeübt und ganz andere Werte in den Vordergrund treten lassen als die materiellere Auffassung einer späteren Zeit.

Im Gegensatz zu der Unsicherheit des Lebens draußen soll in der intimen Umgebung des Menschen Friede herrschen. Und dies ist es, was die mittelalterlichen Räume zuerst ausströmten: Ruhe und Besonnenheit. Es ist auffallend, daß immer wieder Schreibende und Malende abgebildet wurden, in dem Augenblick, in dem sie in ihrer Zelle oder in ihrer Stube dabei sind, ihre Gedanken niederzulegen. Schreiben und Malen bedeutet dabei keine alltägliche Handlung wie heute, sondern eine Konzentration auf das Höchste. Dargestellt werden im Mittelalter die Evangelisten mit ihren Pergamentrollen, und vor allem der malende St. Lukas, später, im fünfzehnten Jahrhundert, die Mönche in ihren Zellen. Am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint in einem der schönsten Holzschnitt-Bücher bereits der weltliche Schreiber: Polifio, der an seine Freundin schreibt (Abb. 142). Wenig später, 1514, setzt auch Albrecht Dürer den Heiligen Hieronymus in eine bürgerliche Umgebung (Abb. 167), in ein für die damalige Zeit fast üppig ausgestattetes Zimmer: weiche Kissen liegen auf der umlaufenden Fensterbank, und eine Menge Hausrat hängt an der glatten Holzwand des Hintergrundes neben dem großen Hut des Heiligen. Die Intensität des Raumes, das Zusammenwirken von Balken, Decke, Steinpfeilern, Fenstern und der Holzwand im Hintergrund sind das Entscheidende. Der Heilige, der über sein kleines Pult gebeugt die Bibel aus dem Urtext ins Lateinische übersetzt, ist, wie Heinrich Wölfflin dies ausdrückt[69], »der gelehrte, nachdenkliche Mann, der den geschlossenen Raum braucht und Stille um sich haben muß«. Seine Gestalt verkörpert die Abgeschlossenheit dieser Atmosphäre: Ruhe und Selbstbesinnung. Wir befinden uns im Ausklang der spätgotischen Zeit, aber nie ist die warme Geborgenheit, die den mittelalterlichen Wohnraum erfüllt, eindrucksvoller dargestellt worden. Zu der mönchischen Atmosphäre von Konzentration und Ruhe tritt im fünfzehnten Jahrhundert, als das Bürgertum seine eigene Kultur aufbaute, das Intime hinzu.

Vielleicht war das Zimmer des Hieronymus etwas prächtiger als üblich, aber es gibt doch die Atmosphäre wieder, in der Dürer gewohnt war sich zu bewegen. Das intakt erhaltene Zimmer einer Äbtissin eines Schweizer Klosters der gleichen Zeit (1512) (Abb. 166) mit seinen Korbbogenfenstern, umlaufenden Fensterbänken, der Balkendecke und der Täfelung strömt die gleiche Wärme aus und zeigt, wie genau Dürer den spätgotischen Raum wiedergibt.

Die Vollendung dieser Stuben ist das Ergebnis einer Entwicklung, die durch das ganze Mittelalter läuft. Die Einheit des mittelalterlichen Raumes wurde zuerst durch die Gewölbe garantiert, die ihn überspannten. Später waren Decken und Wände von Ornamentik überzogen. Im vierzehnten Jahrhundert bedeckten die Wohlhabendsten ihre Wände mit flandrischen Bildteppichen. Aber das waren Ausnahmen. Glatte, meist unverputzte Mauern blieben die Regel. Der spärliche Hausrat stand vor den kahlen Wänden, und dunkle Balken trugen die Decke und übernahmen die Rolle des Gewölbes.

Nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ändert sich das Bild. Die gotische Rahmenkonstruktion formt nicht nur das Möbel, sie formt auch den Raum. Die hohen hölzernen Rückwände, die den Truhen, Betten und Anrichten angesetzt werden (wie früher dem Chorgestühl), sind ein Übergangsstadium. An ihrer Stelle und ungefähr in ihrer Höhe umzieht nun Täfelung den Raum.

Im sechzehnten Jahrhundert wächst sie bis zur Decke, überzieht die Balken und gibt so dem Raum jene wunderbare Geborgenheit, deren Abglanz noch in alpinen Bauernhäusern zu finden ist.

Es ist nicht allein die Schale des Raumes – Wände, Fußboden, Decke –, die sich zu einer Einheit zusammenschließt. Die Türen werden so mit der Täfelung verbunden, daß sie oft schwer von der übrigen Wand zu unterscheiden sind. Die Bänke sind mit der Täfelung verwachsen. Der Stollenschrank, der vom Fußboden bis zur niedrigen Decke reicht, wird mit dem Waschkasten zu einer Einheit zusammengefaßt und ist im Grunde nur ein Stück vorspringender Wand.

Das spätgotische Zimmer ist das Endglied einer Entwicklung und gleichzeitig der Beginn einer neuen Tradition. Die Formen ändern sich im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, aber die Vorstellung bleibt erhalten, daß die Einheitlichkeit des Raumes nicht angetastet werden darf.

Es scheint diesen Jahrhunderten ein lebendiges Bedürfnis gewesen zu sein, daß der Raum dominiert und nicht das Mobiliar. Ihm wird unbewußt alles untergeordnet.

69 Heinrich Wölfflin, *Die Kunst Albrecht Dürers*, München, 1905, S. 196.

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

nur für lehrveranstaltungszwecke der tu graz

giedion, sigfried: die herrschaft der mechanisierung, s338-339

entsetzlichen Lage zu belügen, und daß sie nicht nur wünschten, er solle selber an dieser Lüge teilnehmen, sondern daß sie ihn sogar dazu zwangen. Lüge – diese noch am Vorabend seines Verscheidens sich über ihm vollziehende Lüge, die *die furchtbare und feierliche Tatsache seines Todes* [...] *herabdrücken mußte,* [...] dies war für Ivan Iljitsch das allerqualvollste.« Merkwürdig! Mehr als einmal ist er versucht, sie anzuschreien, während sie sich um ihn herum noch ihre kleinen Geschichten ausdenken: »Hört auf zu lügen! Ihr wißt es, und ich weiß es ebensogut, daß ich sterben muß, so hört doch wenigstens zu lügen auf! Und dennoch hatte er sich niemals getraut, es zu tun.« Er ist der Gefangene der Rolle, die er sich hat aufzwingen lassen und die er sich selbst aufgezwungen hat. Die Maske ist ihm durch Gewohnheit festgewachsen, er kann sie nicht mehr herunterreißen. Also ist er zur Lüge verdammt. Vergleichen wir diese Formulierungen aus den Jahren um 1880 – »Die Lüge, die die furchtbare und feierliche Tatsache seines Todes [...] herabdrücken mußte« – mit den letzten Worten des Paters F. de Dainville an seinen Mitbruder Pater Ribes, als er 1973 mit Schläuchen und Röhren gespickt auf einer Intensivstation lag: *»Ich werde um meinen Tod betrogen.«* (5) Wie sehr sie einander doch über fast ein Jahrhundert hinweg ähneln!

Der schmutzige Tod

Das andere neue Phänomen, das neben der Maskierung des Todes durch die Krankheit und das Lügengewebe im Umkreis des Sterbenden in den Beschreibungen Tolstois deutlich wird, ist der schmutzige und ungehörige Tod.

In den langen Todesschilderungen der La Ferronays oder der Brontës ist an keiner Stelle von der Schmutzigkeit jener schweren Krankheiten, die zum Tode führen, die Rede. Da war noch viktorianische Scham am Werk, die sich weigerte, auf die Ausscheidungen des Körpers zu sprechen zu kommen, auch wohl ein gut Teil Gewöhnung an die üblen Gerüche, an die abstoßende Seite des Schmerzes.

Bei Tolstoi hingegen ist der Tod schmutzig. Er war es bereits, und das ist recht bemerkenswert, im Jahre 1857 bei Flaubert, der dem Leser keinen Blutauswurf, keinen Brechreiz seiner entstellten Todgeweihten, Mme. Bovary, erspart. Die Brechreize überkommen sie so plötzlich, »daß sie kaum noch Zeit hatte, ihr Taschentuch unter dem Kopfkissen hervorzuziehen. [...] Karl bemerkte auf dem Boden des Napfes [in den sie sich erbrochen

hatte] einen weißen Niederschlag, der sich am Porzellan ansetzte. [...] Da strich er ihr mit der Hand sacht und fast wie liebkosend über den Magen. Sie stieß einen schrillen Schrei aus. [...] Sie wurde bleicher als das Bettuch, in das ihre Finger sich krampfhaft einkrallten. [...] Kalte Schweißtropfen standen über ihr bläulich erstarrtes Gesicht [...]. Die Zähne schlugen ihr gegeneinander, ihre erweiterten Augen irrten ausdruckslos umher. [...] Allmählich wurde das Stöhnen heftiger. Ein dumpfer Aufschrei entrang sich ihr. [...] Ihre Lippen preßten sich noch krampfhafter zusammen, ihre Gliedmaßen krümmten sich, ihr Körper war bedeckt mit braunen Flecken, und ihr Puls fühlte sich an wie ein straffgespannter Faden, wie eine Saite, die im Zerreißen ist. *Dann begann sie gräßlich zu schreien.* [Und die Agonie wird ohne jede Beschönigung beschrieben.] Emmas Kinn war ihr auf die Brust gesunken, ihre Augen standen unnatürlich weit offen, und ihre armen Hände tasteten über das Bettuch hin, mit jener schauerlich sanften Bewegung der Sterbenden, die aussieht, als wollten sie sich selber schon mit dem Leichentuch bedecken. [...] Ihre Brust begann alsbald heftig zu keuchen. Die Zunge trat ganz aus dem Munde, die Augen rollten in den Höhlen und erbleichten wie zwei erlöschende Lampenglocken ...«

Emma Bovarys Todeskampf ist kurz. Die Krankheit Ivan Iljitschs dagegen ist lang, und die Gerüche und die Art der Pflege, die sie erfordert, machen sie abstoßend und – was sie bei den Ferronays, bei den Brontës oder bei Balzac nie gewesen war – ungehörig, anstößig. »Die furchtbare, die entsetzliche Tatsache seines langsamen Sterbens wurde von seiner ganzen Umgebung, das sah er nur zu deutlich, auf die Stufe einer zufälligen Unannehmlichkeit herabgedrückt, gewissermaßen einer *Unschicklichkeit* (etwa derart, wie man mit einem Menschen umgeht, der einen Salon betritt und dabei üblen Geruch um sich verbreitet), und zwar nach dem Prinzip jener gleichen ›Wohlanständigkeit‹, deren Anhänger er sein ganzes Leben hindurch gewesen war.«

Eben deshalb ist die Reinlichkeit zu einem bürgerlichen Wert geworden. Der Kampf gegen den Staub ist die erste Pflicht einer viktorianischen Hausfrau. Die christlichen Missionare verpflichten ihre Katechumenen ebenso sehr auf die Sauberkeit des Körpers wie auf die der Seele, deren Zeichen sie ist. Und noch heute beruft sich die Hetze gegen die langen Haare der jungen Leute sowohl auf die Hygiene als auf die moralische Sittenordnung. Ein sauberer Junge hat auch die Chance, saubere Ansichten zu entwickeln: er ist *gesund.*

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hört der Tod ganz allgemein auf, immer nur als schön wahrgenommen zu werden; man hebt sogar seine

ariès, philippe: geschichte des todes, 12. aufl., münchen 2009 (1978), s713-789

abstoßenden Züge hervor. Sicher, die makabren Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts, Ronsard und andere, hatten ein Gefühl heftiger Abwehr angesichts der Abgelebtheit des Alters, der Verunstaltungen der Krankheit, der Schlaflosigkeit, die die Wangen aushöhlt, der ausfallenden Zähne und des stinkenden Atems zu erkennen gegeben; aber sie übersteigerten nur das Thema des Verfalls in einer Zeit, da eine brutalere und realistischere Einbildungskraft den verfallenden Leichnam und die häßlichen Innereien des menschlichen Körpers entdeckte. Diese Innereien erschienen damals bei weitem abstoßender als das Äußere eines Greises oder Kranken.

Dennoch hat im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert der würdige Patriarch von Greuze den verhutzelten Greis des ausgehenden Mittelalters verdrängt: er steht dem romantischen Motiv des schönen Todes näher. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sieht man dann aber, wie sich die scheußlichen Bilder der makabren Epoche, die seit dem 17. Jahrhundert verdrängt worden waren, erneut Geltung verschaffen, wenn auch mit dem Unterschied, daß alles, was im Mittelalter mit der Verwesung *nach* dem Tode in Verbindung gebracht worden war, nun auf den *Vorboten* des Todes bezogen wird: auf die Agonie.

Der Tod flößt nicht mehr nur wegen seiner absoluten Negativität Angst ein, sondern verursacht auch geradezu Übelkeit, genau wie irgendein ekelerregendes Schauspiel. Er wird *unschicklich*, wie die biologischen Vorgänge im Menschen, wie die Ausscheidungen seines Körpers. Es ist *unanständig*, ihn vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Man erträgt es nicht mehr, daß jeder beliebige in ein Zimmer eintreten kann, das nach Urin, Schweiß, Wundbrand oder schmutzigen Bettlaken riecht. Man muß den Zutritt verbieten, außer für einige Nahestehende, die in der Lage sind, ihren Abscheu zu überwinden, oder für die unabdingbaren Krankenpfleger. Ein neues Bild des Todes ist im Entstehen begriffen: der gemeine und heimliche Tod, heimlich eben deshalb, weil er gemein und schmutzig ist.

Aus den ersten, bereits recht klaren Ansätzen bei Flaubert und Tolstoi entwickelt sich das Thema fortan in drei Richtungen, die so verschieden sind, daß man ihnen ihren gemeinsamen Ursprung kaum noch ansieht. Die erste läuft auf ein außergewöhnliches und skandalöses Modell hinaus, das auf eine bloße Protestliteratur beschränkt geblieben wäre, hätten es die Kriege und Revolutionen von 1914 bis in unsere Tage den kämpfenden Parteien nicht einigermaßen wahrscheinlich gemacht. Es ist ein Todesmodell von Schriftstellern und Soldaten.

Bei Flaubert und Tolstoi war ein Tod schmutzig, der als Folge einer Krankheit eintrat. Im Modell der Kriegsschriftsteller wie Remarque, Barbusse, Sartre oder Genet öffnen bereits die bloße Vorstellung des Todes und die Angst, die er einflößt, die Schließmuskeln und rekonstituieren so bei voller Gesundheit die schmutzige Realität der Krankheit. Die Zelle des zum Tode Verurteilten oder des Hingerichteten wird ebenso ekelhaft wie das Zimmer des Schwerkranken. Dieses Modell beruht auf der Unmöglichkeit, die Konventionen des schönen und patriotischen Todes, des Todes des jungen Tambours vom Pont d'Arcole, auf die Hekatomben des 20. Jahrhunderts anzuwenden, auf die Massaker der Weltkriege, die Menschenjagden und die langsamen Folterqualen. Die angeblichen Helden »scheißen sich in die Hosen«, und die wahren Helden sind zunächst einmal damit beschäftigt, alles zu tun, damit es ihnen nicht ebenso ergeht (s. Sartres Erzählung *Die Mauer*).

In der dramatischen Literatur der sechziger Jahre stirbt der Offizier in Jean Genets *Les Paravents (Wände überall)* unter den Fürzen seiner Soldaten und der Eremit des Engländers Saunders unter seinen eigenen. Dieses Todesbild mündet in der Literatur schließlich in den Skandal und in den schalen Hohn. Es gehört freilich auch zu einer Folklore der alten Kämpfer, von der sich die Schriftsteller möglicherweise haben beeinflussen lassen.

Die Einlieferung ins Krankenhaus

Die zweite Entwicklungslinie, die bereits bei Tolstoi angelegt ist, führt zum heimlichen Tod im Krankenhaus, der in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts einsetzte und seit den fünfziger Jahren zur Regel geworden ist. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es nicht immer leicht, das Zimmer eines Sterbenden abzuschirmen gegen linkische Mitleidsbekundungen, indiskrete Neugier und was sonst noch lebendig geblieben war vom alten Geist der öffentlichen Anteilnahme am Tod. Es war solange schwierig, wie dieses Zimmer ein Ort in der kleinen Privatwelt des eigenen Hauses geblieben war, außerhalb des Herrschaftsbereichs der bürokratischen Disziplinen, der einzigen wirklich effizienten. Indessen ertrugen die Mitbewohner des Hauses, Familie und Domestiken, diese Promiskuität der Krankheit immer schlechter. Je weiter das 20. Jahrhundert vorrückte, desto lästiger wurde die Anwesenheit des Kranken im Hause. Das rasche Wachstum in Sachen Komfort, Intimität und persönlicher Hygiene hat uns alle empfindlicher gemacht: ohne daß wir etwas dafür könnten, ertragen unsere Sinne nicht mehr die Anblicke und Gerüche, die, im Verein mit dem Leiden und der Krankheit, zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch Bestandteil der All-

ariès, philippe: geschichte des todes, 12. aufl., münchen 2009 (1978), s713-789

TU Graz
institut für wohnbau i_W

tagswirklichkeit waren. Die physiologischen Begleiterscheinungen des menschlichen Lebens sind aus der Alltagswirklichkeit ausgebürgert und in die aseptische Welt der Hygiene, der Medizin und der Sittlichkeit verwiesen worden. Und diese Welt hat ein exemplarisches Modell: das Krankenhaus mit seiner Zellendisziplin.

Außerdem war die Last der Fürsorge und des Widerwillens früher von einer regelrechten kleinen Gesellschaft von Freunden und Nachbarn mitgetragen und geteilt worden, die in den unteren Schichten und auf dem Lande zwar weitläufiger war, aber auch im städtischen Bürgertum noch existierte. Diese teilnehmende Gruppe ist jedoch kontinuierlich geschrumpft, um sich schließlich nur noch auf die nächsten Angehörigen, ja sogar auf das Ehepaar allein zu beschränken, bei Ausschluß der Kinder. In den Städten des 20. Jahrhunderts hat der Aufenthalt eines Schwerkranken in einer kleinen Wohnung die gleichzeitige Ausübung von Beruf und Krankenpflege zum reinen Heroismus werden lassen.

Überdies haben die Fortschritte der Chirurgie, die langen und anspruchsvollen Behandlungsarten und die Einbeziehung schwerfälliger Apparaturen immer häufiger dazu geführt, daß der Schwerkranke nur noch »stationär« gepflegt werden kann. Seither ist die Klinik, ohne daß man es immer zugibt, für die Familien ein Asyl, wo sie ihren lästigen Kranken, den weder sie selbst noch die Umwelt länger ertragen mögen, einliefern und verstecken können, um derart die Last einer ohnehin unzulänglichen Pflege besten Gewissens anderen aufzuhalsen und selber wieder ihr normales Leben zu führen.

Das Zimmer des Sterbenden hat den Ort gewechselt und ist aus dem eigenen Heim ins Krankenhaus verlagert worden. Aus technisch-medizinischen Erwägungen ist diese Verlagerung von den Familien gebilligt und durch ihre Mittäterschaft erleichtert und verallgemeinert worden. Das Krankenhaus ist heute der einzige Ort, wo der Tod noch mit Sicherheit einer inzwischen selbst als unschicklich geltenden Öffentlichkeit (oder dem, was davon geblieben ist) entrinnen kann. Deshalb wird das Krankenhaus auch zum Ort des einsamen Todes. Bei seiner Untersuchung der Einstellungen zum Tode im heutigen England hat Geoffrey Gorer 1963 entdeckt, daß nur ein Viertel der von ihm befragten »Leidtragenden« *(bereaved)* beim Tod ihrer nächsten Angehörigen anwesend war. (6)

Nach dem schmutzigen Tod und dem einsamen Tod im Krankenhaus führt uns eine dritte Entwicklungsrichtung von Tolstoi zu Maeterlinck, Debussy und ihrem heutigen Kommentator, Vladimir Jankélévitch. Ein verschämter und zurückhaltender, aber kein schamhafter Tod, der ebenso weit von dem des Sokrates oder vom Tod Elvires entfernt ist wie von dem des Helden der *Mauer:* der Tod Mélisandes.

Jankélévitch mag den schönen Tod der Romantiker nicht. »Bei den romantischen Musikern [denn die Musik ist eines seiner bevorzugtesten Mittel, den Dingen auf den Grund zu gehen], die vor allem der Majestät des Todes Ehre erweisen, dehnen die *Aufblähung* und die *Emphase* [Hervorhebung von mir, Ph. A.] den Augenblick so lange hin, bis er zur Ewigkeit wird. [...] Das große Trauerfest mit seinen feierlichen Totengeleiten und seiner Prunkentfaltung ermöglicht es dem Augenblick, seine Momenthaftigkeit zu überschreiten, zu *strahlen wie eine Sonne* im Umkreis ihres feurigen Kerns. An die Stelle des unmerklichen Augenblicks tritt der *verklärte* Augenblick.« So ist es, und Jankélévitch hat ebenso deutlich auch die historische Beziehung zwischen dieser Glorifizierung des Todes und einer anthropomorphen Eschatologie gesehen, die »das Nichts mit Schatten bevölkert, das blinde Fenster des Todes ebenso transparent macht wie die klare Nacht, das Jenseits zum fahlen *duplicatum* des Diesseits erhebt und sich wer weiß welche absurden Tauschhandlungen zwischen Lebenden und Wiederkehrenden ausmalt.« (7)

Bei Jankélévitch stoßen wir auch wieder auf das Gefühl der Unschicklichkeit des Todes, das wir schon bei Tolstoi entdeckt hatten. Diese Unschicklichkeit aber hat sich nun wesentlich verändert: sie ist nicht mehr Ekel angesichts der Zeichen des Todes, die Jankélévitch durchaus nicht außer acht läßt; sie ist nicht etwas, was sich nicht gehört, was gegen die Regeln der Schicklichkeit verstößt und verborgen, verheimlicht werden muß; sie hat sich in *Scham* verwandelt. »Die Art von Scham, die der Tod einflößt, hängt größtenteils mit diesem undenkbaren und unbeschreiblichen Charakter des letalen Zustandes zusammen. Denn es gibt eine Scham des metempirischen Stillstands, so wie es eine Scham der biologischen Kontinuation gibt. Wenn schon die Wiederholung periodisch auftauchender Bedürfnisse etwas Ungebührliches an sich hat, so ist der Umstand, daß ein Blutpfropf ganz plötzlich das Leben unterbricht, seinerseits *ungebührlich* [Hervorhebung von mir, Ph. A.].« Diese zu Scham gesteigerte Ungebührlichkeit scheint für Jankélévitch am Ursprung jenes zeitgenössischen Ver-

ariès, philippe: geschichte des todes, 12. aufl., münchen 2009 (1978), s713-789

TU Graz
institut für wohnbau i_W

1.4.3 Das städtische Privathaus des 17. und 18. Jahrhunderts im Lichte der Architekturtheorie

In zahlreichen architekturtheoretischen Abhandlungen wurde der private Hausbau, wenn überhaupt, nur am Rande thematisiert. Erst seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gewann das Thema »bürgerliches Wohnen« an Bedeutung. In zunehmendem Maße verlangte nun auch der Mittelstand nach mehr als einer »Wohnstube«. Zu dem gestiegenen Bedarf an Räumlichkeiten für unterschiedlichste Zwecke merkt Friedrich Johann Christian Schmidt 1790 im ersten Teil seines »Bürgerlichen Baumeisters« an: »Die gegenwärtig erhöhte Cultur der Menschen, und der dadurch entstandene Luxus hat eine Menge Sachen zu Bedürfnissen, und unentbehrlich gemacht, welche einen gewissen Raum erfordern, und die jetzige Art der anständigen Beschäftigung und Zerstreuungen sind schon bei dem Mittelstande so verschieden von den vorigen, daß auch die Wohngebäude eine verschiedene Einrichtung erfordern. Dazu kommt, daß es jetzt selbst eine Art von Modeton ist, schön wohnen zu wollen […]«[228]

Innerhalb der »Architectura civilis« unterschied die Architekturtheorie zwischen Residenzschloß, Rathaus, Theaterbauten, Sakralbau, einfachem Wohngebäude, ländlichem Gutshof und technischen Gebäuden (wie Mühlen, Salinen, Ziegeleien) und ordnete diese im Rahmen einer ausgeprägten »Gebäudetypen-Lehre« den Kategorien der »hohen« beziehungsweise »niedrigen« Bauaufgaben zu. Während fürstliche Residenzbauten, Landschlösser, Kirchen, Rathäuser, Landtagsgebäude und Schulen eindeutig als »hohe« Bauaufgaben definiert wurden, ordnete man das bürgerliche Stadthaus ebenso wie den bäuerlichen Wohnhausbau, technische Bauten und Ökonomiegebäude den »niedrigen« Bauaufgaben zu. Entscheidendes Kriterium für die Zuordnung eines Bauwerks zur ersten Gruppe war zum einen seine eindeutig als »öffentlich« beschreibbare Funktion sowie ferner der gesellschaftliche Status des Gebäudebenutzers. Im Hinblick auf das sich mit Begriffen wie »Schicklichkeit« und »Wohlstand« verbindende, von der Architekturtheorie geforderte »decorum« hatte der Baumeister Form und Funktion eines Hauses in richtiger Weise miteinander zu verbinden. Daß »architekturexterne Faktoren wie sozialer Status der Bewohner, Wahrung repräsentativer Aufgaben usw.«[229] das zeitgenössische Verständnis von »Baukunst« annähernd bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestimmen, belegen nicht zuletzt die beiden ersten »Erklärungen«, die Christian Wolff seinen »Anfangs-Gründe[n] der Baukunst« (erste Auflage Leipzig 1710) voranstellt und die er in seinem 1772 erschienenen Werk »Auszug aus den Anfangs-Gründen aller Mathematischen Wissenschaften« nochmals unterstreicht:

»1. Die Baukunst ist eine Wissenschaft, ein Gebäude, recht anzugeben, daß es nemlich mit den Hauptabsichten des Bauherrn in allem völlig übereinkomme […]

2. Durch das Gebäude verstehen wir einen Raum, der durch die Kunst eingeschlossen wird, um sicher und ungehindert gewisse Verrichtungen darinnen vorzunehmen.«[230]

[228] Schmidt, Friedrich Christian, Der bürgerliche Baumeister, Bd. 1, Gotha 1790, S. 8

[229] Schütte, Ulrich, Die Lehre von den Gebäudetypen. In: ders. (Hrsg.), Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden (= Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek 42), Wolfenbüttel 1984, S. 156

[230] Wolff, Christian, Auszug aus den Anfangs-Gründen aller Mathematischen Wissenschaften, Halle 1772, S. 618

Gerade bei den Privatgebäuden erwies es sich nach Aussage der Architekturtheoretiker vielfach als problematisch, ihre jeweilige Zweckerfüllung mit einer adäquaten architektonischen Form zu verbinden. Speziell beim städtischen Privathausbau verhinderten mannigfache soziale, wirtschaftliche und nicht zuletzt topographische Gegebenheiten eine konsequente Anwendung des umfangreichen Regelwerks der Baukunst. Leonhard Christoph Sturm erkannte daher gerade auf dem Gebiet des bürgerlichen Wohnhausbaus eine besondere Herausforderung für den zeitgenössischen Architekten. In seiner 1721 erschienenen »Vollständige[n] Anweisung alle Arten von Bürgerlichen Wohn-Häusern wohl anzugeben« resümierte er:

»Es ist diese Abhandlung von Bürgerlichen Wohn-Häusern eine von den nützlichsten und zugleich von den schwehresten der gantzen Bau-Kunst. Die Schwehrigkeit erhellet daher / weill 1. sich dabey am allermeisten hindernussen äussern / daß man nach den Reguln der Architectur sehr schwer zu Wercke gehen kan. 2. Wenig oder in der That nichts rechtes davon in Büchern zu fernerer Anleitung zu finden ist. 3. Auch in dem Werck selbsten gar wenig Exempel gefunden werden. 4. Auch diese nicht leicht bekannt werden. 5. Wegen des grossen Unterschieds der so gar vielerley Stände / vor welche solche Häuser zur Bequemlichkeit müssen eingerichtet werden / fast unzehliche Umstände müssen bedacht werden. 6. Dabey nur immer auf die Spahrung der Kosten muß gesehen werden / bey deren doch jeder Bau-Herr viel Stärcke / Bequemlichkeit und Schönheit haben will. Darum halte ich die Kunst Städte mit untadeligen Wohn-Häusern anrichten vor weit grösser Kunst und Verstand als Königliche Palläste angeben.«[231]

Mit Blick auf die bereits eingangs erwähnte, von Sturm beobachtete späte und lange Zeit unzureichende Behandlung der Thematik »bürgerlicher Hausbau« ist anzumerken, daß sich weder in den Idealstadtentwürfen Albrecht Dürers noch in den Stadtplänen Daniel Speckles detaillierte Hinweise auf städtische Privatbauten finden. Mit Ausnahme von Joseph Furttenbach lassen auch die Architekturtheoretiker des 17. Jahrhunderts nähere Erörterungen zu dieser Materie vermissen. Während in der »Architectura Civilis« (1628) Furttenbachs Aufmerksamkeit vor allem dem Bauwesen in Italien gilt, dessen »Völcker recht vernüfftig und löblich handele[n]; als welche das Stattgebäw […] so hoch achten / so fleissig exorcirn / unnd so heroisch effectuiren«[232] und er sich in der Bauweise »von allerhand Civilischen Gebäuen« vornehmlich an der italienischen Architektur orientiert, präsentiert er in der »Architectura Recreationis« (1640) und in der »Architectura Privata« (1641) verschiedene »adelige« und »bürgerliche« Gebäude, die »nach der Teutschen Landsart geformirt«[233] sind. Zwar finden sich kaum Hinweise auf die gesellschaftliche Stellung der Bewohner seiner »bürgerlichen Wohn-Häuser«, doch läßt sich aus dem Bau- und Nutzungsgefüge der Gebäude schließen, daß Furttenbach mit seinen Entwürfen den Bedürfnissen einer patrizischen Oberschicht in den bedeutenden Handelsstädten Oberdeutschlands Rechnung trägt. So verfügen die Eigentümer der statt-

[231] Sturm, Anweisung 1771, fol. B 2b

[232] Furttenbach, Joseph, Architectura Civilis, Ulm 1628 (Nachdruck Hildesheim/New York 1971), Vorrede

[233] Furttenbach, Joseph, Architectura Recreationis, Augsburg 1640 (Nachdruck Hildesheim/New York 1971), S. 1

friedhoff, jens: das städtische privathaus..., in, geschichte des wohnens 2, s634-648

TU Graz
institut für wohnbau i_W

Die Zusammensetzung der Familien in der Herrschaft Idstein nach dem Reichssteuerregister 1499[199]

Ort	Ehen	Frauen ohne Ehemann	Männer ohne Ehefrau
Idstein	63	9	8
Beuerbach	6	–	4
Dasbach	16	2	2
Esch	23	4	4
Limbach	16	4	2
Neuhof	20	–	1
Reichenbach	18	2	2
Wörsdorf	40	11	5

Größe und Zusammensetzung von Haushalten variierten aber nicht nur im Verlauf der historischen Entwicklung und zwischen den verschiedenen sozialen Schichten, sondern auch im Verlauf des Familienzyklus: Ehen wurden gegründet, Kinder wurden geboren und verließen später das Haus, die ältere Generation schied aus dem bisherigen Haushalt aus, um auf einem Altenteil eine selbständige Existenz weiterzuführen, was speziell in der Landwirtschaft nicht unüblich war, oder sie trat in ein Pfründhaus oder auch in ein Kloster ein, wo sie sich allerdings in einen fest vorgegebenen Rahmen einordnen mußte.[200] Zuweilen fanden sich auch Zwischenformen. Die ältere Generation blieb im gleichen Haushalt und in der gewohnten Umgebung, aber ihre Nutzungsrechte wurden auf eine eigene Kammer und die Mitbenutzung der Stube eingeschränkt.[201] Nicht immer vollzog sich damals wie heute dieser Übergang ohne Konflikte, und oft genug finden sich in der Literatur der Zeit Klagen über den Undank der Jüngeren. In der Erzählung »Der Schlegel« etwa wird die Leidensgeschichte eines Vaters geschildert, der sein Erbe vorzeitig verschenkt und auf die Fürsorge seiner fünf Kinder baut. Er wird bitter enttäuscht. Söhne und Töchter behandeln ihn gleichermaßen schlecht und weisen ihm als Lager einen Verschlag unter der Treppe zu.[202]

Nicht sehr viel günstiger war allerdings oft auch die Wohnsituation der Handwerker- und Kaufmannssöhne, die mit zwölf oder 13 Jahren ihre Familie verließen, um in den Betrieb und Haushalt eines Lehrherrn und Arbeitgebers einzutreten. Der Nürnberger Patriziersohn Christoph Fürer etwa wurde von seinem Vater mit 13 Jahren nach Venedig geschickt, um in der Handelsmetropole an der Adria den Kaufmannsberuf zu erlernen.[203] Ganz ähnlich wurden junge Adlige an die Höfe entsandt, um als Pagen mit den Umgangsformen der höfischen Gesellschaft vertraut zu werden. Die Töchter hingegen blieben zu Hause oder wurden einem Kloster zur Erziehung anvertraut. Im Gegensatz dazu blieben die Kinder auf dem Land meist bis zu ihrer Verheiratung auf dem elterlichen Hof, es sei denn, daß sie als

[199] Struck, Reichssteuerregister, S. 45

[200] Bedal, Hausforschung, S. 88

[201] Bedal, Ländlicher Hausbau, S. 113 f.

[202] Hünkhover, Rüdiger der, Der Schlegel. In: Grubmüller, Klaus (Hrsg.), Novellistik des Mittelalters. Märendichtung (= Bibliothek deutscher Klassiker, 138 = Bibliothek des Mittelalters, 23), Frankfurt a. M. 1996, S. 112–177

[203] Nitschke, August, Die Stellung des Kindes in der Familie im Spätmittelalter und in der Renaissance. In: Haverkamp, Haus und Familie, S. 215–243 u. 222, Anm. 48

Dienstboten in den Haushalt eines Feudalherrn oder eines anderen Bauern eintraten.

Neben dem Wachstum und Schrumpfen der Haushalte im Rahmen des Familienzyklus variierte der Umfang der Haushalte auch durch das Kommen und Gehen von Gästen und die Aufnahme von Störhandwerkern für einige Tage oder Wochen. Besonders ausgeprägt war dieser Besuchsverkehr bei Klöstern, dem Adel und den Fürsten. An der Klosterpforte wurden täglich Pilger und andere Reisende aufgenommen, die im Kloster verpflegt und beherbergt wurden. Auch auf vielen Burgen und Schlössern des Adels fanden sich ständig Besucher, wie auch aus der Lebensbeschreibung Götz von Berlichingens hervorgeht. Eindeutig politisch motiviert war aber vor allem der Andrang der Besucher zu den hohen kirchlichen Feiertagen an den Fürstenhöfen, wie dem Heidelberger am Weihnachtsfest 1458, an dem Friedrich I. von der Pfalz nicht nur die diversen Herzöge aus der bayrischen Linie der Wittelsbacher empfangen konnte, sondern auch eine ganze Anzahl Grafen und andere Adlige; insgesamt annähernd 2000 Personen.[204] Daß dieser Ansturm technisch-logistisch bewältigt werden konnte, spricht für eine ebenso leistungsfähige wie flexible Haushaltsorganisation.

Geprägt wurde das gemeinsame Wohnen und Wirtschaften der Haushalte durch die Verteilung der Aktivitäten der Menschen auf Haus und Wohnung einerseits und auf Straße, Markt und freie Natur andererseits. In der Antike spielte sich das Leben im Mittelmeerraum, begünstigt durch das Klima, zu einem großen Teil auf der Agora, auf dem Forum oder auch in öffentlichen Gebäuden wie Theatern, Zirkusarenen und großen Thermenanlagen ab. Im Süden, in Italien, behielten diese Gewohnheiten auch im Mittelalter ihre Geltung, und das Straßen- und Marktleben spielte eine viel größere Rolle als nördlich der Alpen, wo das rauhere, eher regnerische und kalte Klima »Häuslichkeit« erzwang. Nur die ideale Liebe fand hier, zumindest in der literarischen und künstlerischen Fiktion, ihren Platz in der gezähmten oder ungezähmten Natur, wobei immer wieder das Bild des Gartens mit duftenden Kräutern und plätschernden Brunnen bemüht wurde. Nicht nur in der literarischen Fiktion, sondern genauso in der Realität war auch das Baden ein eher außerhäusliches Geschehen. Die gründliche Körperreinigung erfolgte in Städten, aber auch in Dörfern häufiger als in den oben erwähnten häuslichen Badezubern in einer Badstube, wobei diese aber auch ein Ort der Unterhaltung und des Vergnügens sein konnte. Im Spätmittelalter verfügten im allgemeinen nur wohlhabende Haushalte wie der des Mainzer Domherrn von Hattstein oder des Nürnberger Patriziers Anton Tucher über ein eigenes Badhaus oder eine eigene Badstube im Haus.[205]

Aber nicht nur das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit prägte das Wohnen, sondern auch der im Spätmittelalter als Folge der Ausbildung von Höfen und wachsender verkehrswirtschaftlicher Verflechtungen fortschreitende Zivilisationsprozeß, der nicht nur die Eßsitten veränderte, sondern auch durch die Ausbildung neuer

[204] Speierische Chronik. Von 1406 bis 1476. In: Mone, Franz Joseph (Hrsg.), Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 1, Karlsruhe 1848, S. 367–520, hier S. 423 f.

[205] Gottron, Adam B., Johann von Hattstein, ein Mainzer Domherr im Zeitalter des Humanismus. In: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde NF 24 (1952/3), S. 37–62, hier S. 51; Braunstein, Philippe, Annäherungen an die Intimität: 14. und 15. Jahrhundert. In: Ariès, Philippe, und Georges Duby (Hrsg.), Geschichte des privaten Lebens. Bd. 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance, Frankfurt a. M. 1990, S. 497–587, hier S. 559. Zum häuslichen Bad vgl. den Beitrag von Gerhard Fouquet, Kapitel 2.7.2, in diesem Band



Frauenbadstube mit Voyeur

schmidt f., dirlmeier u.: wohnen, kochen, essen, schlafen...in: geschichte des wohnens 2, s309-334

TU Graz
institut für wohnbau i_W



Küche. Holzschnitt aus dem Kochbuch »Küchenmeisterei«, Augsburg 1507

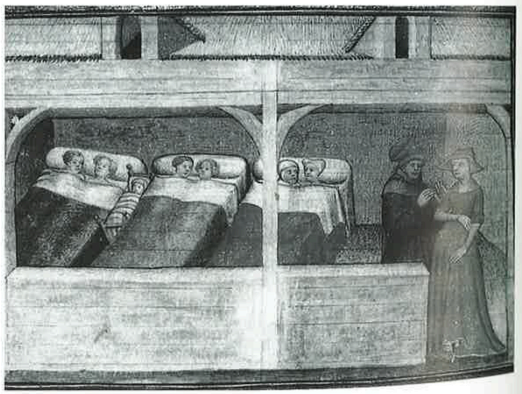
Scham- und Peinlichkeitsstandards Einfluß auf das Wohnen nahm. Zusammen mit der sich entwickelnden Individualisierung begünstigte er die Privatisierung des Wohnens und eine fortschreitende Differenzierung der Räume.[206] Waren für das Hochmittelalter noch Einraumhäuser typisch gewesen, wie sie etwa in der Wüstung Hohenrode bei Sangerhausen aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert ausgegraben wurden, so wurden in der Folge verschiedene Tätigkeiten auf verschiedene Räume verteilt und die einzelnen Personengruppen wie Eltern, Kinder, Verwandte und Dienstboten stärker voneinander separiert:[207] Die Küche wurde zum Ort des Kochens und Essens, die Kammern waren für das Schlafen bestimmt, und die Stube diente vor allem dem Zusammensein und Festlichkeiten; es finden sich eigene Toilettenanlagen, und in den Schlössern bildeten sich appartementartige kleinere Wohneinheiten aus.[208]

Allerdings war der Prozeß der Privatisierung und Funktionsdifferenzierung noch nicht allzu weit fortgeschritten, und Multifunktionalität blieb für viele Räume typisch. In den Stuben wurde nicht nur »gewohnt«, sondern auch gekocht, gegessen und generell gearbeitet. »Faulbettla« und »Lotterbettla«, wie sie für Schwäbisch Hall in der Stube bezeugt sind, dienten zum Ausruhen während des Tags, Gießfaß und Wasserschale dem Waschen.[209] Auch hinderten Gefühle von Scham und Peinlichkeit einander mehr oder minder fremde Personen noch nicht daran, im gleichen Raum zu nächtigen: Karl IV. schlief auf der Prager Burg mit einem Adligen im selben Raum, gleiches gilt für Oswald von Wolkenstein, der bei seinem Besuch auf dem Heidelberger Schloß mit dem Pfalzgrafen das Zimmer teilen durfte.[210]

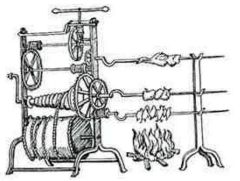
Verkörperte die zunehmende Privatisierung des Wohnens die Entwicklungstendenzen der Zeit, so war andererseits die große Bedeutung produktiver Tätigkeiten innerhalb des Haushalts vor dem Zeitalter der Manufakturen und Fabriken für das Mittelalter und auch noch für die frühe Neuzeit typisch. Ganz im Gegensatz zu dem »funktionsentleerten« Haushalt der Gegenwart war das Haus im Spätmittelalter ein wichtiger Ort der Produktion. In der Stadt dirigierte der Kaufmann von seinem häuslichen Kontor aus seine oft weitgespannten Geschäftsoperationen, und viele der städtischen Handwerker hatten ihre Werkstatt im Haus. Auf dem Land wurden in den Bauernhäusern und ihren Nebengebäuden die Produkte der Getreide- und Viehwirtschaft weiterverarbeitet: In den Tennen des niederdeutschen Hallenhauses wurde das Getreide gedroschen, es wurde gebuttert und Käse bereitet, Fleisch geräuchert oder auf andere Art haltbar gemacht. Neben diese »hauptberuflichen« Tätigkeiten trat die »nebenberufliche« Produktion, wie in den Alpen das Holzschnitzen und das Spinnen und Weben der Frauen. Nicht zuletzt war auch die Zubereitung des Essens vor der Erfindung der Konservendose und der Tiefkühlkost Teil der häuslichen Arbeit, die vor allem den Frauen oblag und auch auf ihnen lastete. Gering war demgegenüber die tatsächliche Arbeitsentlastung durch Erfindungen wie mechanische Bratspieße, die durch ein Federwerk oder von in Trommeln laufenden Hunden angetrieben wurden. Immerhin lassen sich in solchen Kuriositäten allererste Ansätze zu einer Mechanisierung der Hausarbeit erkennen.[211] Mit der vormodernen Haushaltsführung untrennbar verbunden war eine umfangreiche Vorratswirtschaft. Das entsprach den Bedingungen einer Zeit, in der die starken Schwankungen der erzeugten Getreidemengen mit entsprechenden Preisausschlägen sowie die sonstigen Unsicherheiten der Marktversorgung den Verbraucher zur Eigenvorsorge zwangen, soweit er dazu in der Lage war.

Geprägt war das Zusammenleben in einem Haushalt von der patriarchalischen Herrschaftsposition des Hausvaters gegenüber Frau, Kindern und anderen Haushaltsmitgliedern wie Gesellen, Lehrlingen und Dienstboten. Nur vereinzelt finden sich Hinweise auf ein mehr partnerschaftliches Modell der Ehe.[212] Die mit der patriarchalischen Ordnung verbundenen Hierarchien spiegelten sich auch in den Wohnmöglichkeiten: Die beste Sitzgelegenheit war dem Familienoberhaupt vorbehalten, und das elterliche Paar teilt sich das Schlafzimmer, während Personen minderen Rangs mit schlechteren Schlafgelegenheiten vorliebnehmen mußten. Auf dem Land schliefen Knechte und Mägde zuweilen im Stall oder auf dem Heuboden. Nicht besser war naturgemäß die Unterbringung von Fremden, die sich mit einem Winkel zufriedengeben mußten. In der Legende des Hl. Alexius wird dem Sohn eines römischen Patriziers, der nach einem entbehrungsreichen Leben nach Hause zurückkehrt, von seinem Vater, der ihn nicht erkennt, eine Bleibe zwischen Eßlaube und Küche unter einer Treppe zugewiesen.[213]

Eine weitere Folge dieser patriarchalischen Ordnung war auch die Herausbildung männlicher und weiblicher Lebenssphären, eine spezifische Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, die zumindest in der Theorie die Außenwelt dem Mann als Sphäre seiner Tätigkeit



Drei Paare und ein Säugling schlafen gemeinsam in einem Raum. Miniatur zu Boccaccios »Decamerone«



Bratspieß von Federn angetrieben



Lager des Hl. Alexius unter einer Treppe. Miniatur aus dem Stundenbuch der Katharina von Kleve

206 Elias, Norbert, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2. Bde., Frankfurt a. M. 1977

207 Gutbier, Reinhard, Das Bürgerhaus im östlichen Unterfranken (= Das deutsche Bürgerhaus, 36), Tübingen 1996, S. 15. Zur Differenzierung des Wohnens vgl. die Beiträge von Antje Kluge-Pinsker, Kapitel 3.1 bis 3.4, und von Gerhard Fouquet, Kapitel 2.3, in diesem Band

208 Kaspar, Fred, Bau- und Raumstrukturen städtischer Bauten als sozialgeschichtliche Quelle. Dargestellt an bürgerlichen Bauten des 14. bis 18. Jahrhunderts aus Nordwestdeutschland. In: Schuler, Peter-Johannes (Hrsg.), Die Familie als sozialer und historischer Verband. Untersuchungen zum Spätmittelalter und zur frühen Neuzeit, Sigmaringen 1987, S. 165–206, hier S. 182; Streich, Brigitte, Zwischen Reiseherrschaft und Rezidenzbildung. Der wettinische Hof im späten Mittelalter (= Mitteldeutsche Forschung, Band 101), Köln/Wien 1989, S. 506.

209 Bedal, Gehäus, S. 116 f.

210 Kühn, Dieter, Ich Wolkenstein. Eine Biographie, Frankfurt a. M. 1980 (zweite Auflage), S. 454; Vita Caroli Quarti. Die Autobiographie Karls IV. Einführung, Übersetzung und Kommentar von Eugen Hillenbrand, Stuttgart 1979, S. 122 f.

211 Benker, Gertrud, Altes Küchengerät und Kochpraxis, Teil I. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (1972/75), S. 136–179, hier S. 147–149

212 Dallapiazza, Michael, Sprechen über die Frau. Haushaltsdiskurse bei Wittenwiler und anderen. In: Ehlert, Haushalt und Familie, S. 169 f.

schmidt f., dirlmeier u.: wohnen, kochen, essen, schlafen...in: geschichte des wohnens 2, s309-334

TU Graz

institut für wohnbau i_W



Küche. Holzschnitt aus dem Kochbuch »Küchenmeisterei«, Augsburg 1507

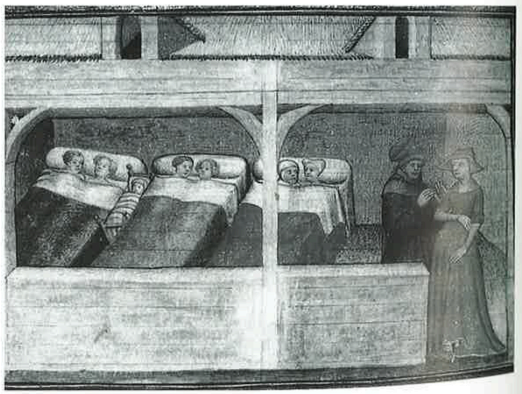
Scham- und Peinlichkeitsstandards Einfluß auf das Wohnen nahm. Zusammen mit der sich entwickelnden Individualisierung begünstigte er die Privatisierung des Wohnens und eine fortschreitende Differenzierung der Räume.[206] Waren für das Hochmittelalter noch Einraumhäuser typisch gewesen, wie sie etwa in der Wüstung Hohenrode bei Sangerhausen aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert ausgegraben wurden, so wurden in der Folge verschiedene Tätigkeiten auf verschiedene Räume verteilt und die einzelnen Personengruppen wie Eltern, Kinder, Verwandte und Dienstboten stärker voneinander separiert:[207] Die Küche wurde zum Ort des Kochens und Essens, die Kammern waren für das Schlafen bestimmt, und die Stube diente vor allem dem Zusammensein und Festlichkeiten; es finden sich eigene Toilettenanlagen, und in den Schlössern bildeten sich appartementartige kleinere Wohneinheiten aus.[208]

Allerdings war der Prozeß der Privatisierung und Funktionsdifferenzierung noch nicht allzu weit fortgeschritten, und Multifunktionalität blieb für viele Räume typisch. In den Stuben wurde nicht nur »gewohnt«, sondern auch gekocht, gegessen und generell gearbeitet. »Faulbettla« und »Lotterbettla«, wie sie für Schwäbisch Hall in der Stube bezeugt sind, dienten zum Ausruhen während des Tags, Gießfaß und Wasserschale dem Waschen.[209] Auch hinderten Gefühle von Scham und Peinlichkeit einander mehr oder minder fremde Personen noch nicht daran, im gleichen Raum zu nächtigen: Karl IV. schlief auf der Prager Burg mit einem Adligen im selben Raum, gleiches gilt für Oswald von Wolkenstein, der bei seinem Besuch auf dem Heidelberger Schloß mit dem Pfalzgrafen das Zimmer teilen durfte.[210]

Verkörperte die zunehmende Privatisierung des Wohnens die Entwicklungstendenzen der Zeit, so war andererseits die große Bedeutung produktiver Tätigkeiten innerhalb des Haushalts vor dem Zeitalter der Manufakturen und Fabriken für das Mittelalter und auch noch für die frühe Neuzeit typisch. Ganz im Gegensatz zu dem »funktionsentleerten« Haushalt der Gegenwart war das Haus im Spätmittelalter ein wichtiger Ort der Produktion. In der Stadt dirigierte der Kaufmann von seinem häuslichen Kontor aus seine oft weitgespannten Geschäftsoperationen, und viele der städtischen Handwerker hatten ihre Werkstatt im Haus. Auf dem Land wurden in den Bauernhäusern und ihren Nebengebäuden die Produkte der Getreide- und Viehwirtschaft weiterverarbeitet: In den Tennen des niederdeutschen Hallenhauses wurde das Getreide gedroschen, es wurde gebuttert und Käse bereitet, Fleisch geräuchert oder auf andere Art haltbar gemacht. Neben diese »hauptberuflichen« Tätigkeiten trat die »nebenberufliche« Produktion, wie in den Alpen das Holzschnitzen und das Spinnen und Weben der Frauen. Nicht zuletzt war auch die Zubereitung des Essens vor der Erfindung der Konservendose und der Tiefkühlkost Teil der häuslichen Arbeit, die vor allem den Frauen oblag und auch auf ihnen lastete. Gering war demgegenüber die tatsächliche Arbeitsentlastung durch Erfindungen wie mechanische Bratspieße, die durch ein Federwerk oder von in Trommeln laufenden Hunden angetrieben wurden. Immerhin lassen sich in solchen Kuriositäten allererste Ansätze zu einer Mechanisierung der Hausarbeit erkennen.[211] Mit der vormodernen Haushaltsführung untrennbar verbunden war eine umfangreiche Vorratswirtschaft. Das entsprach den Bedingungen einer Zeit, in der die starken Schwankungen der erzeugten Getreidemengen mit entsprechenden Preisausschlägen sowie die sonstigen Unsicherheiten der Marktversorgung den Verbraucher zur Eigenvorsorge zwangen, soweit er dazu in der Lage war.

Geprägt war das Zusammenleben in einem Haushalt von der patriarchalischen Herrschaftsposition des Hausvaters gegenüber Frau, Kindern und anderen Haushaltsmitgliedern wie Gesellen, Lehrlingen und Dienstboten. Nur vereinzelt finden sich Hinweise auf ein mehr partnerschaftliches Modell der Ehe.[212] Die mit der patriarchalischen Ordnung verbundenen Hierarchien spiegelten sich auch in den Wohnmöglichkeiten: Die beste Sitzgelegenheit war dem Familienoberhaupt vorbehalten, und das elterliche Paar teilt sich das Schlafzimmer, während Personen minderen Rangs mit schlechteren Schlafgelegenheiten vorliebnehmen mußten. Auf dem Land schliefen Knechte und Mägde zuweilen im Stall oder auf dem Heuboden. Nicht besser war naturgemäß die Unterbringung von Fremden, die sich mit einem Winkel zufriedengeben mußten. In der Legende des Hl. Alexius wird dem Sohn eines römischen Patriziers, der nach einem entbehrungsreichen Leben nach Hause zurückkehrt, von seinem Vater, der ihn nicht erkennt, eine Bleibe zwischen Eßlaube und Küche unter einer Treppe zugewiesen.[213]

Eine weitere Folge dieser patriarchalischen Ordnung war auch die Herausbildung männlicher und weiblicher Lebenssphären, eine spezifische Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, die zumindest in der Theorie die Außenwelt dem Mann als Sphäre seiner Tätigkeit



Drei Paare und ein Säugling schlafen gemeinsam in einem Raum. Miniatur zu Boccaccios »Decamerone«

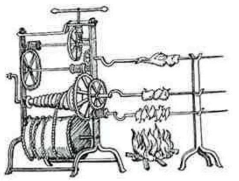
[206] Elias, Norbert, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2. Bde., Frankfurt a. M. 1977

[207] Gutbier, Reinhard, Das Bürgerhaus im östlichen Unterfranken (= Das deutsche Bürgerhaus, 36), Tübingen 1996, S. 15. Zur Differenzierung des Wohnens vgl. die Beiträge von Antje Kluge-Pinsker, Kapitel 3.1 bis 3.4, und von Gerhard Fouquet, Kapitel 2.3, in diesem Band

[208] Kaspar, Fred, Bau- und Raumstrukturen städtischer Bauten als sozialgeschichtliche Quelle. Dargestellt an bürgerlichen Bauten des 14. bis 18. Jahrhunderts aus Nordwestdeutschland. In: Schuler, Peter-Johannes (Hrsg.), Die Familie als sozialer und historischer Verband. Untersuchungen zum Spätmittelalter und zur frühen Neuzeit, Sigmaringen 1987, S. 165–206, hier S. 182; Streich, Brigitte, Zwischen Reiseherrschaft und Rezidenzbildung. Der wettinische Hof im späten Mittelalter (= Mitteldeutsche Forschung, Band 101), Köln/Wien 1989, S. 506.

[209] Bedal, Gehäus, S. 116 f.

[210] Kühn, Dieter, Ich Wolkenstein. Eine Biographie, Frankfurt a. M. 1980 (zweite Auflage), S. 454; Vita Caroli Quarti. Die Autobiographie Karls IV. Einführung, Übersetzung und Kommentar von Eugen Hillenbrand, Stuttgart 1979, S. 122 f.



Bratspieß von Federn angetrieben



Lager des Hl. Alexius unter einer Treppe. Miniatur aus dem Stundenbuch der Katharina von Kleve

[211] Benker, Gertrud, Altes Küchengerät und Kochpraxis, Teil I. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (1972/75), S. 136–179, hier S. 147–149

[212] Dallapiazza, Michael, Sprechen über die Frau. Haushaltsdiskurse bei Wittenwiler und anderen. In: Ehlert, Haushalt und Familie, S. 169 f.

schmidt f., dirlmeier u.: wohnen, kochen, essen, schlafen...in: geschichte des wohnens 2, s309-334

TU Graz

institut für wohnbau i_W

ten eine Familie allein, sondern mehrere zusammen. Die Haus- nebst den Thüren der Vorzimmer werden (wie es in grossen Städten wegen der Sicherheit natürlich ist) allzeit verschlossen gehalten. Auf jeder Etage hängt vor der Domestikenstube (so wie vor der Hausthür) eine Glocke mit einem dabei befindlichen Blech, worauf der Name des Herrn steht, zu dem diese Glocke führet und wodurch man sich meldet, wenn man ihn zu sprechen verlangt.«[18] Man könne, so schließt der Bericht, den Häusern nicht mehr ansehen, wer darin wohnt, ob wohlhabende oder einfachere Familien, beispielsweise aus dem Handwerkerstand. Offensichtlich mußten die Codes für die groben und feinen sozialen Unterschiede innerhalb des Bürgertums den veränderten Wohnbedingungen und Wohnformen angepaßt beziehungsweise neue entwickelt werden. Sicherlich gehörte, wie eh und je, die »gute Adresse« dazu.[19] Doch diese mußte im Laufe des sich massiv verändernden Stadtbilds immer wieder neu definiert werden, und im übrigen war diese in frühbürgerlichen Zeiten auch gar nicht für alle bürgerlichen Familien gleichermaßen zu haben. Solange Ärzte beispielsweise ihre Praxen in ihren Wohnungen betrieben, waren diese notgedrungen auf recht unterschiedliche Stadtviertel verteilt.

[18] 1792, ähnlich aber auch Berichte aus dem frühen 19. Jahrhundert, siehe: Gläntzer, Volker, Nord-Süd-Unterschiede städtischen Wohnens um 1800 im Spiegel der zeitgenössischen Literatur. In: Wiegelmann, Günter (Hrsg.), Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas, Münster 1985, S. 73–89, hier S. 82

[19] Siehe zum Beispiel Bühler, Heinz, Das beamtete Bürgertum in Göppingen und sein soziales Verhalten 1815–1848, Göppingen 1976, S. 52

»Jeder will jetzt seine eigene Stube haben … «

»Man begnügt sich nicht mehr mit wenigen Stuben, und vermiethet die übrigen; nein, der Herr, die Madame, die Demoiselles Töchter, der junge Herr, die Diener, die Mädchen, jeder will jetzt seine eigene Stube haben; mit Kammern ist die Dienerschaft nicht zufrieden, im Winter muß das Zimmer geheizt werden können; dazu kommen dann noch Putzstuben, Visitenzimmer, Eßsäle, Entreezimmer, und was für Namen die Stuben noch mehr haben mögen.«[20] Dieser Bericht aus dem Jahre 1800 benennt Tendenzen, die allerdings noch früher eingesetzt hatten. Bereits im Jahre 1788 wurde beispielsweise im seinerzeit weitverbreiteten »Journal des Luxus und der Moden« das neue Wohnbedürfnis des Mittelstands auf den Punkt gebracht: »Der bürgerliche Mann vom Mittelstande kann sich nicht mehr mit einer Wohnstube begnügen. Bei den vermehrten schriftlichen Verhandlungen, dem außerordentlich erweiterten Briefwechsel, und der jetzt allgemein erforderten Belesenheit braucht er ein Studier- oder Expeditionszimmer, in welchem er dies alles ungestört verrichten kann, und zwar soll dies auch wo möglich mit dem Wohnzimmer Verbindung haben, damit er zu jeder Zeit mit seinem Weibe sprechen kann.« In diesem Fall wurde offensichtlich keine Separierung des Wohnbereichs vom Arbeitsbereich angestrebt; immerhin war aber doch eine räumliche Funktionsgliederung vorgesehen.[21]

Eine Generation später wurden eigens die neuen Wohnbedürfnisse der Ehefrauen thematisiert: So heißt es etwa im »Hannoverschen Magazin« von 1817, daß die Frau jetzt ihre eigene Stube haben wolle, und auch die Kinder, während noch vor 40 Jahren »manche Frauen mit ihren Kindern in der nämlichen Stube wohnte[n], worin der Mann seinen Geschäftstisch stehen hatte«.[22] Bei materiell bessergestellten bürgerlichen Familien war tatsächlich schon um 1800 die Trennung der weiblichen von der männlichen Wohnsphäre erfolgt. So berichtete Wilhelmine Heyne-Heeren 1796 kurz nach der Eheschließung mit dem Göttinger Professor Arnold Hermann Ludwig Heeren: Das Haus sei zwar »nicht groß, aber just für eine so kleine Haushaltung wie die meinige gerecht. Ich habe drey Zimmer neben einander, die ich alle für mich brauche. Eines ist das sogenannte Visitenzimmer, das mittlere ein kleiner Saal und dem folgt meine Wohnstube, wobei eine mittlere Schlafstube ist. Mein Mann wohnt an der anderen Seite

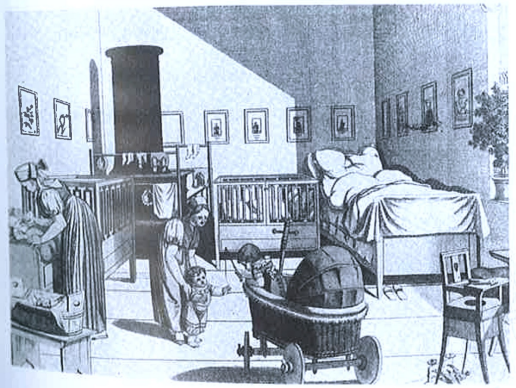
[20] 1800, zitiert nach Gläntzer, Nord-Süd, S. 83

[21] Bödeker, Hans Erich, Die »gebildeten Stände« im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert: Zugehörigkeit und Abgrenzung. Mentalitäten und Handlungspotentiale. In: Kocka, Jürgen, Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 21–53, hier S. 35

[22] Zitiert nach ebenda, S. 36



Alexander von Humboldt in seinem Arbeitszimmer



Kinderzimmer mit Amme

saldern, im hause zu hause...in: geschichte des wohnens 3, s 151-191

und Toiletten garantieren den reibungsfreien Ablauf des mondänen Lebens. Ihrer „impedimenta"* entledigt, steht die Bühne ganz und gar im Dienst der gesellschaftlichen Repräsentation und Reproduktion. Als Zeichen einer Art räumlicher Verschwendung wird die Zimmerflucht zum Beweis für die Großzügigkeit ihrer Bewohner.

Zwei- oder Dreizimmerfluchten künden in den Arbeiterwohnungen des 19. Jahrhunderts von einem sozialen Fortschritt, der mit einem allmählichen Verschwinden jener Einzimmerwohnungen einhergeht, in denen ganze Familien Unterkunft fanden. Allerdings besteht anfangs noch Unsicherheit darüber, welche Haushalts- und Lebensfunktionen die neu gewonnenen Räume erhalten sollen. Die relative Streckung der Wohnungsgrundrisse macht es möglich, neue Organisationsmodelle häuslichen Lebens zu entwerfen und damit die Übernahme komplexerer Wohnungsgrundrisse nach bürgerlichem Vorbild zu beschleunigen. Die Verdrängung der einzelligen Wohngeometrie durch eine vielzellige Morphologie trägt zu einer gewissen *Distanz* zwischen den Familienmitgliedern bei.

Dieser Prozeß räumlicher Aufsplitterung vollzieht sich jedoch ohne eine entsprechende Ausdehnung der Grundflächen. Trotz der Neuaufteilung bleibt der Lebensraum der Bewohner vollkommen unzureichend, oder richtiger, hinter dem tatsächlichen Bedarf stets zurück. Die Innenmaße der Wohnungen entsprechen noch einer Bauweise, bei der der Abstand zwischen den Außenwänden und den gewöhnlich durch Holzbalken getragenen Trennwänden vier Meter nicht überschreitet. Die damit vorgegebene physische Nähe zwischen den Individuen macht alle Überlegungen um eine optimalere Raumnutzung oder um optimalere Interaktionsformen bereits im Ansatz zunichte.

Es kommt jedoch auch vor, daß man seine Aufmerksamkeit – jenseits dieser rein zahlenmäßigen Betrachtungen – den Modalitäten der Öffnung und Abschließung der einzelnen Zimmer zuwendet, um damit den Einfluß der inneren Mikrogeographie auf die Beziehungen des Zusammenwohnens zu eruieren. Abhängig von ihrer Entfernung zur Außenwand bestimmt die exakte Position der Türen zwischen den benachbarten Zimmern den Verlauf der Wege im Wohnungsinnern. Die unmittelbare Umgebung der Fenster bleibt zuweilen häuslichen Arbeiten vorbehalten, dann wird sie von den Bewohnern aber auch als Durchgang benutzt. Liegt der Zimmerdurchgang relativ zentral, so gibt er im Vorder- oder Hintergrund des Zimmers, abseits vom Weg, volle Nutzflächen frei. Diese Art der *bereichstypischen* Raumaufteilung favorisiert jeweils bestimmte Nutzungsmöglichkeiten. Vor allem hat sie eine Trennung von sitzenden und stehenden Tätigkeiten zur Folge. Insgesamt erscheint die Raumnutzung differenzierter und daher auch besser strukturiert.

* *impedimentum* (lat.), Hindernis (A.d.Verl.)

Reger Durchgangsverkehr von einem Zimmer zum anderen wird von den Städtern am Vorabend der industriellen Revolution offenbar nicht zwangsläufig als eine permanente Bedrohung des Intimlebens erfahren. Sogar die Übernahme von Wohnungsgrundrissen, bei denen man erst drei Zimmer sukzessive durchqueren muß, um in ein viertes zu gelangen, scheint nicht völlig inakzeptabel.

Die mit der Einfluchtung einhergehende Ausgestaltung der Wohnräume gilt schon bald als ein Beweis für den sozialen Fortschritt, da der Flächenzuwachs sowie die geschicktere Zuordnung der häuslichen Aufgaben zu spezifischen Wohnbereichen den Bewohnern mehr oder weniger zugute kommt. In den nach der Revolution von 1848 errichteten Pariser Häusern für Haushalte mit mindestens drei Kindern kommen die Zweizimmerwohnungen nie über eine Grundfläche von 30 qm hinaus, was im Durchschnitt etwa fünf bis sechs Quadratmeter für jeden Bewohner bedeutet.[68] In den damaligen übervölkerten Arbeiterwohnungen erscheint die Zimmerflucht mehr wie eine Flucht einiger Schlafzellen als eine Reihe unabhängiger Zimmer. Nur Ausschnitte der Zimmer (und nicht ganze Räume) können den wesentlichen häuslichen Funktionen zugeordnet werden. Solange der Wohnraum derartig knapp bemessen bleibt, kommt die Möglichkeit, dem einzelnen Bewohner ein eigenes Zimmer ganz zu überlassen, noch nicht in Frage.

Im Entwurf der von Graf de Madre um 1860 im Pariser Stadtteil St. Maur erbauten Wohnhäuser ist die Nutzung der Räume noch relativ unbestimmt. Angesichts der hohen Bewohnerzahl unterliegt die Erfüllung der häuslichen Arbeiten in den kleinen Zweizimmerwohnungen erschwerten Bedingungen. Teilweise zwingt die Enge der Wohnfläche ihre Bewohnerschaft, die tags und nachts genutzten Orte zweimal täglich neu herzurichten.

Die von der „Société Philanthropique" in Paris an der Boulevard de Grenelle erbauten Wohnungen, dem Schnittmuster nach Dreizimmerfluchten, können andererseits als Keimzelle für eine funktionelle Unterscheidung der jeweiligen Wohnungspartien angesehen werden. Die Räume sind nicht mehr nur einfach isotrop. Zwischen *Tisch* und *Bett* wird eine klare Trennung vollzogen.

In einer immer noch rudimentären, obwohl im Verhältnis zur Vergangenheit bereits fortschrittlichen Beschreibung der häuslichen Szenerie „steht der Herd, an dem die Mahlzeiten bereitet werden und um den herum man sich abends und bei Zusammenkünften aufhält, im Zimmer des

gilles barbey, wohnhaft: essay über die innere geschichte der massenwohnung, s71



2

überstand und wenige, mit Papier und Bambusrollos bedeckte Fenster *(shoji)* lassen nur wenig Licht in das Innere und kreieren eine mystische Atmosphäre. Die durch Öffnen und Schließen der *shoji* und Bambusrollos variabel wählbare Belichtung sorgt in Zusammenspiel mit der Auswahl der Blumen und der Hängerolle als Dekoration für fast unbeschränkte Möglichkeiten, die Atmosphäre des Teeraumes den jeweiligen Gegebenheiten der Tages- bzw. Jahreszeit, der Zusammensetzung der Gäste oder der Stimmung des Gastgebers anzupassen. Alles im Teeraum zeugt von einer gewissen Patina. Die Asymmetrie sowie eine scheinbare Unperfektheit bei der Gestaltung der Gebäude und Teeutensilien rufen die Assoziation von Vergänglichkeit und Unbeständigkeit hervor. Nie wird man jedoch im Teeraum auch nur ein einziges Staubkorn finden; alles wird vom Gastgeber vor dem Eintreffen der Gäste mit höchster Sorgfalt gereinigt. Die Vorbereitung des Teeraumes ist integrativer Bestandteil jeder Teezeremonie.

Während die Räume des japanischen Wohnhauses für die unterschiedlichsten Nutzungen offen und damit flexibel sind, ist das Teehaus an einen bestimmten Zweck gebunden. Die Gesamtstimmung und die Lage der Einzelelemente – der Krabbeleingang, die Lage der *tatami*, die Anordnung des versenkten Herdes und der Nische *(tokonoma)* – definieren die Nutzung des Raumes und schreiben jedem Besucher den Bewegungsrhythmus der Teezeremonie vor, dem er sich kaum entziehen kann. Besonders für die dichte Atmosphäre der kleinen Teehäuser mit einer Grundfläche von weniger als 4½ *tatami*-Matten ist kaum eine andere Nutzung als die der Teezeremonie vorstellbar. Es gibt Teeräume mit einer Grundfläche von nicht mehr als 1½ *tatami*-Matten, weniger als drei Quadratmeter. Mit dieser Beschränkung des Raumes auf ein Minimum soll eine möglichst dichte Atmosphäre geschaffen werden, welche der Konzentration und Spiritualität zuträglich ist.

Die Teezeremonie ist noch immer eine lebendige Kunstform und wird von unzähligen Anhängern auf der ganzen Welt praktiziert. Trotz der hohen Kosten werden auch heute noch Teehäuser errichtet und die Gestaltung eines Teehauses ist eine große Herausforderung für japanische Architekten und Designer.

DER ABLAUF EINER TEEZEREMONIE

»Chanoyu to wa
tada yu wo wakashi
cha wo tatete
nomu bakari naru
koto wo shiru-beshi.«
SEN NO RIKYU [c]

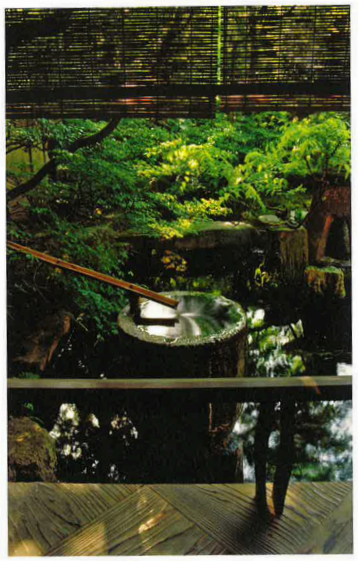
»Chanoyu: das bedeutet,
dessen soll man sich bewusst sein,
nur Wasser zu kochen,
Tee zu bereiten
und ihn zu trinken.«

Eine Teezeremonie beginnt lange, bevor Tee serviert wird; tatsächlich wird der Tee erst ganz am Ende der Zeremonie zubereitet. Es ist der Höhepunkt eines langen, sich nur allmählich entfaltenden Prozesses. Eine volle Zeremonie dauert bis zu vier Stunden: sie beginnt, sobald der erste Gast den Teegarten betritt.

Sind Gäste zu einer Teezeremonie geladen, so finden sie den Bereich vor dem Haus mit Wasser besprengt und das Tor zum Teegarten offen vor. Der letzte Gast schließt das Tor und die Teilnehmer versammeln sich in einem Warteraum, in dem sie sich ihrer Überkleider entledigen und in die weißen Socken mit der abgetrennten großen Zehe *(tabi)* schlüpfen. Stroh- *(zori)* beziehungsweise Holzsandalen *(geta)* bei Regen oder Schnee stehen für die Gäste bereit. Diese sind dazu angehalten, keinen Schmuck und kein Parfum zu tragen. Auch soll kein auffälliges Kleidungsstück die Konzentration der Teezeremonie stören. Da die Zeit im Teeraum der Alltagswelt enthoben ist, sind auch keine Uhren erlaubt. Die Teezeremonie kennt keine Zeit.

2 Zubereitung des »dicken« Tees *(koicha)*, 13. Szene einer Holzschnittserie zur Teezeremonie von Toshikata Mizuno (1866–1903)

c *Rikyû hyakushu* (»Die hundert Lehrgedichte Rikyûs«) zitiert nach Horst Hennemann, *Chasho – Geist und Geschichte der Theorien japanischer Teekunst*, S. 235





46 47

DURCHLÄSSIGE GRENZEN

In der westlichen Architektur wird eine Trennung der Funktionen und Lebensräume angestrebt mit dem Ziel, ein höchstmögliches Maß an Privatheit für das Individuum zu garantieren. In Japan werden Grenzen weniger absolut gesehen. Es ist eine althergebrachte Tradition, scheinbar widersprüchliche Gegebenheiten in einen vermittelnden Zustand zu bringen. Sowohl Kontinuität als auch Synthese sind gängige Prinzipien, die über antithetische Tendenzen gestellt werden. Die Idee der Grenze *(kekkai)*[N] knüpft daran an, wenn sie gleichzeitig als Trennelement und als Verbindungsglied zwischen den Personen und Räumen agiert, zwischen denen sie errichtet ist, und damit dieses spezifische dialektische Verhältnis darstellt. Vorläufer der kekkai sind im Shintoismus zu finden: Dort grenzten sie als »geheiligtes Strohseil« *(shimenawa)* einen besonders wichtigen Bereich ab oder markierten einen bestimmten Gegenstand. Chang bemerkt in seiner Untersuchung des japanischen Raumes dazu: »Im Zuge der Einfriedung eines Objektes oder eines Raumes wird das Umschlossene ›beseelt‹. Diese Einfriedung kann als ein ›Einpacken‹ gedacht werden, und gilt als ein charakteristisches Merkmal des japanischen Raumes.«[O]

Wurden bei frühen Tempelanlagen und Palastbauten noch Prinzipien der chinesischen Architektur angewendet, bei denen eine massive Mauer einen bestimmten Bezirk von der Umgebung trennte, ihn heraushob und auszeichnete, so waren die einheimischen Maßnahmen der Abgrenzung subtilerer Natur. Zwar waren es auch Zäune, die in mehreren Lagen die Schreine der shintoistischen Heiligtümer umgaben und den heiligen Bezirk der profanen Welt enthoben, doch bildeten diese Zäune immer auch eine »weiche«, eine durchlässige Grenze. In der Regel erlaubten sie zumindest einen Blick auf das Heiligste, den inneren Schrein, ohne dabei jedoch eine Sicht auf das Gesamte zu enthüllen. Genau jenes antithetische Prinzip des gleichzeitigen Verbergens und Enthüllens war es auch, das in späteren Jahrhunderten in der japanischen Gartengestaltung verwirklicht wurde. Dort trennten zwar massive Mauern den Gartenbereich vom Außenraum ab, gleichzeitig wurde jedoch die sich hinter diesen Mauern befindliche Landschaft durch das Konzept der »geborgten Landschaft« *(shakkei)* in die Gartengestaltung mit einbezogen. Teeräume waren meist völlig nach innen gerichtet und besaßen nur wenige, zur Belichtung absolut notwendige Fenster.[P] Ausblicke in den Garten wurden nur in den seltensten Fällen gewährt, und ein direkter Außenbezug wurde in der Regel verhindert, indem die Öffnungen mit transluzenten *shoji*-Screens und Bambusrollos *(sudare)* verhängt wurden. Doch auch in diesen Trennelementen war eine vermittelnde Funktion angelegt: Die *sudare* waren bereits in der Heian-Zeit weit verbreitet, erlaubten sie doch einen Effekt ähnlich dem Einwegspiegel. Vom Inneren des Gebäudes wurde eine Ahnung von dem äußeren Geschehen vermittelt, wobei umgekehrt kein Blick nach innen möglich ist. Dieser Blick durch die *sudare* war in der für ihre zarten Andeutungen bekannten Heian-Periode derart bedeutend, dass mit »Halbgesehenen-Form« *(sukikage)* eine spezielle, diffuse visuelle Ästhetik benannt wurde. Die Schatten, farbigen Reflexe und atmosphärischen Andeutungen, die sich auf den durchscheinenden *shoji* widerspiegelten, hatten einen ähnlichen Effekt. Takarai Kikaku, ein Schüler des berühmten Poeten Bashô, illustrierte die Rolle der *shoji* als vermittelndes Element in einem *haiku*[Q]:

»suzumego ya
akari-shoji no
sasa no kage.«

»Spatzenkinder – und
auf der hellen Schiebetür
Zwergbambus-Schatten.«

46 Subtile Abgrenzungen schaffen eine neue Raumqualität. Kitamura-Residenz, Kyoto

47 Bambusrollos *(sudare)* filtern Licht und Farben und kreieren eine poetische, reine Atmosphäre.

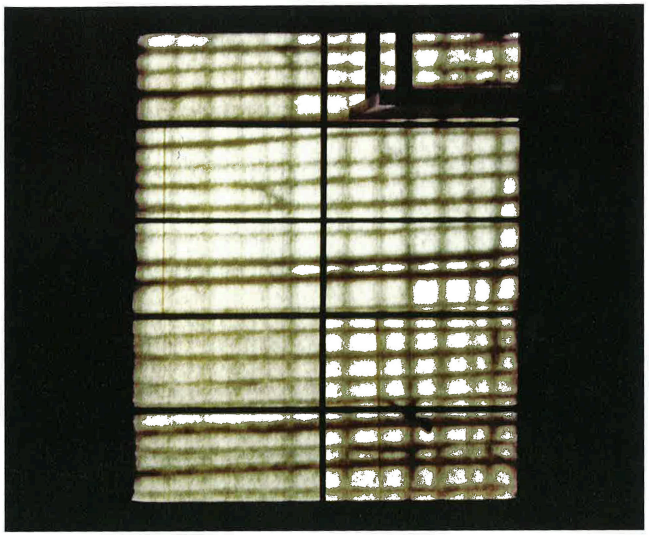
N Wörtlich: »eine Markierung, die Räume trennt«. Das Wort tauchte erstmals während der Heian-Periode auf, wobei der Gebrauch zunächst auf die Tempelanlagen des esoterischen Buddhismus beschränkt war. Dort bezeichnete es eine Grenzlinie, die aus niedrigen Bambuszäunen, Hecken und dergleichen gebildet war und den Zutritt von Personen, die die monastische Ordnung hätten stören können, verhindern sollte.

O Chin-Yu Chang, »Japanese Spatial Conception«, in: *Japan Architect*, S. 67

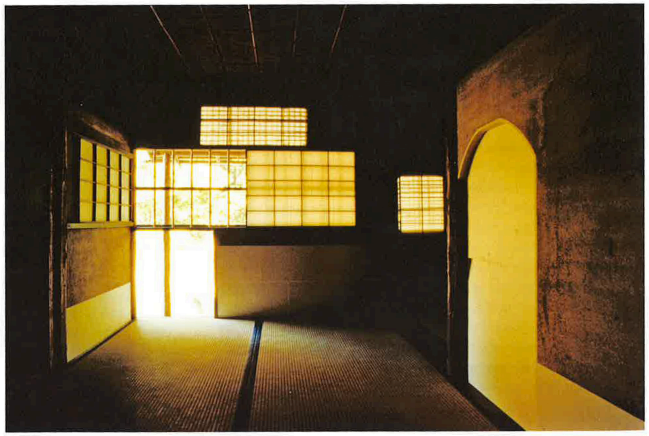
P Vgl. Kapitel »Konstruktion«, S. 93

Q Japanische Gedichtform

wolfgang fehrer, das japanische teehaus, s9-69



48



49

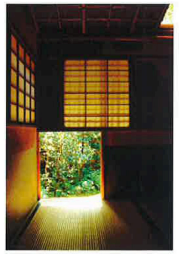
Die Außenwelt gelangte lediglich als Schatten, als Ahnung des Dahinterliegenden in die Räume. Licht, Farben und Bilder drangen gefiltert in den Innenraum und konnten dort derart poetisch verwandelt wahrgenommen werden. So wurden etwa durchaus absichtlich Ahornbäume in der Nähe des Teehauses gepflanzt, sodass im Herbst ein roter Schimmer in den Teeraum fiel. In seltenen Fällen wurden durch das Verschieben oder Abhängen einzelner *shoji* Ausblicke aus dem Teeraum – etwa zur Betrachtung des Mondes – zugelassen; dennoch durfte der Ausblick nicht die spirituelle Konzentration innerhalb des Raumes stören.

LICHT

»Licht, natürlich oder künstlich erzeugt, fließt in jede Ecke einer architektonischen Form. Der Dunkelheit ist es verboten, die Tiefe sichtbar zu machen. Wenn Licht als das Herzblut einer architektonischen Gestalt bezeichnet wird, muss man die Dunkelheit als deren Seele betrachten.« [R]

So wie die taoistische Lehre des Nichts und das buddhistische Prinzip der Vergänglichkeit allen Seins Spezifika des japanischen Raumempfindens hervorgebracht haben, formte auch ein aus dem Shintoismus herrührendes Konzept eine besondere räumliche Struktur: Das alte japanische Wort »yami« spricht neben seiner wörtlichen Bedeutung »Dunkelheit« von einem Gefühl für alles, was im Dunkeln eines Raumes verborgen liegt. Diese Welt wird gemäß shintoistischem Glauben von Gottheiten und den Geistern der Vorfahren *(kami)* bevölkert. Dieses mystische Dunkel, das in den japanischen Gebäuden allgegenwärtig war, sollte schließlich zu einem bestimmenden Faktor des Bauens werden. Der Schriftsteller Jun'ichiro Tanizaki hebt diese Qualität japanischer Architektur hervor: »Das, was man als schön bezeichnet, entsteht in der Regel aus der Praxis des täglichen Lebens heraus. So entdeckten unsere Vorfahren, die wohl oder übel in dunklen Räumen wohnen mussten, irgendwann die dem Schatten innewohnende Schönheit, und sie verstanden es schließlich sogar, den Schatten einem ästhetischen Zweck dienstbar zu machen. Tatsächlich gründet die Schönheit eines japanischen Raumes rein in der Abstufung der Schatten. Sonst ist überhaupt nichts vorhanden.« [S]

Damit zeigt sich auch hier ein von der westlichen Architektur abweichendes räumliches Konzept: Für den Menschen des westlichen Kulturkreises ist die räumliche Erfahrung stets an das Vorhandensein von Licht gebunden, Licht und Raum bedingen einander gegenseitig und bilden eine unzertrennliche Einheit. Betritt man hingegen traditionelle japanische Gebäude, so wird man sich unmittelbar der besonderen Qualität des Lichtes bewusst. Sie besitzen kein helles, klares Inneres, sondern generieren sich vielmehr aus verschiedenen Abstufungen von Schatten und Dunkelheit. Neben den mit *shoji* abgedeckten Fensterflächen bietet ein großes Dach mit weitem Überstand Schutz vor dem Regen und der Sommersonne. Die mystische Qualität steigert sich in jenen Räumen, in denen gewisse Bereiche, die Nische *(tokonoma)* etwa, völlig im Dunkeln zu liegen kommen. Wie Tanizaki schreibt: »Falls man die in allen Winkeln kauernden Schatten fortscheuchte, wäre die Wandnische augenblicklich nichts weiter als ein leerer Raum.« [T] Schon der Zugang zum Teehaus entspricht einem Pilgerweg von der Helligkeit der Alltagswelt in die rätselhafte Welt der Schatten. Man durchschreitet den Teegarten, einen Pflanzentunnel, der umso dichter wird, je weiter man sich dem anderen Ende des Weges nähert. Im Inneren des Teehauses wird man dann von diversen Schichten von Dunkelheit umhüllt wie in einem Kokon. Nur spärliches Licht dringt durch die wenigen, frei an den Wänden verteilten Öffnungen. Den *shoji* kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zu. Das sanfte, gedämpfte »Licht ohne Lichtquelle« [U], das

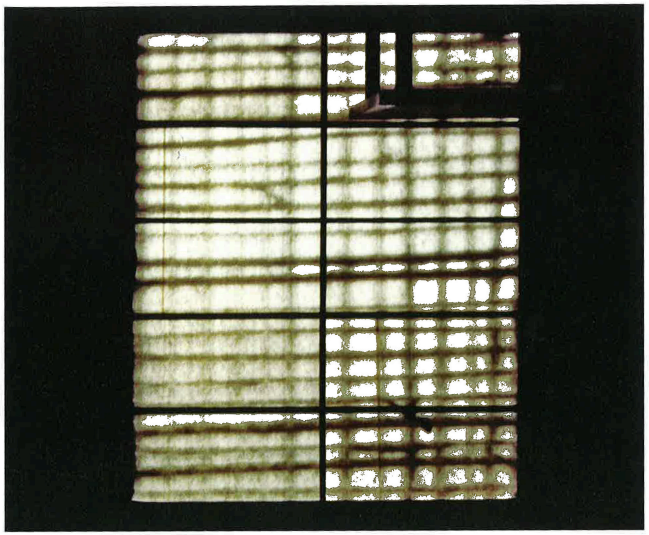


50

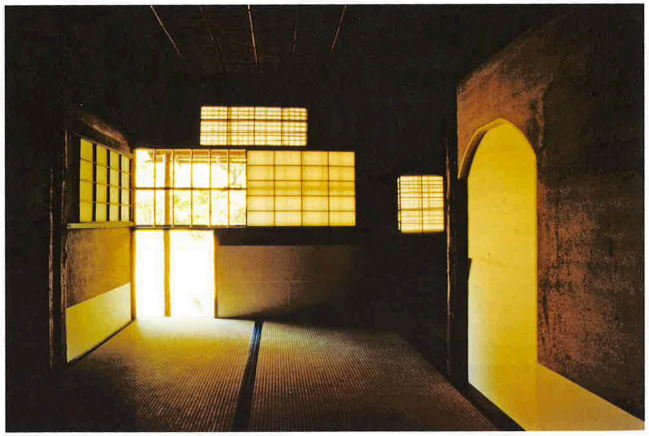
48 »Licht ohne Lichtquelle« (Ryōsuke Ōhashi): *shoji* sind nicht nur transluzent, sondern scheinen aus eigener Kraft zu leuchten.
49 Teeraum im Shōkintei, Villa Katsura, im Südwesten von Kyoto
50 Sind alle Fenster verhängt, so bietet einzig der geöffnete *nijiriguchi* Ausblicke in den Garten.

R Amos Ich Tiao Chang, *The Tao of Architecture*, S. 16
S Jun'ichiro Tanizaki, *Lob des Schattens – Entwurf einer japanischen Ästhetik*, S. 33 f.
T Jun'ichiro Tanizaki, S. 38
U Ryōsuke Ōhashi, S. 108

wolfgang fehrer, das japanische teehaus, s9-69



48



49

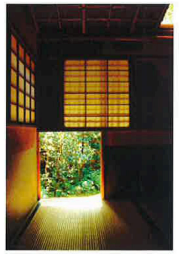
Die Außenwelt gelangte lediglich als Schatten, als Ahnung des Dahinterliegenden in die Räume. Licht, Farben und Bilder drangen gefiltert in den Innenraum und konnten dort derart poetisch verwandelt wahrgenommen werden. So wurden etwa durchaus absichtlich Ahornbäume in der Nähe des Teehauses gepflanzt, sodass im Herbst ein roter Schimmer in den Teeraum fiel. In seltenen Fällen wurden durch das Verschieben oder Abhängen einzelner *shoji* Ausblicke aus dem Teeraum – etwa zur Betrachtung des Mondes – zugelassen; dennoch durfte der Ausblick nicht die spirituelle Konzentration innerhalb des Raumes stören.

LICHT

»Licht, natürlich oder künstlich erzeugt, fließt in jede Ecke einer architektonischen Form. Der Dunkelheit ist es verboten, die Tiefe sichtbar zu machen. Wenn Licht als das Herzblut einer architektonischen Gestalt bezeichnet wird, muss man die Dunkelheit als deren Seele betrachten.« [R]

So wie die taoistische Lehre des Nichts und das buddhistische Prinzip der Vergänglichkeit allen Seins Spezifika des japanischen Raumempfindens hervorgebracht haben, formte auch ein aus dem Shintoismus herrührendes Konzept eine besondere räumliche Struktur: Das alte japanische Wort »yami« spricht neben seiner wörtlichen Bedeutung »Dunkelheit« von einem Gefühl für alles, was im Dunkeln eines Raumes verborgen liegt. Diese Welt wird gemäß shintoistischem Glauben von Gottheiten und den Geistern der Vorfahren *(kami)* bevölkert. Dieses mystische Dunkel, das in den japanischen Gebäuden allgegenwärtig war, sollte schließlich zu einem bestimmenden Faktor des Bauens werden. Der Schriftsteller Jun'ichiro Tanizaki hebt diese Qualität japanischer Architektur hervor: »Das, was man als schön bezeichnet, entsteht in der Regel aus der Praxis des täglichen Lebens heraus. So entdeckten unsere Vorfahren, die wohl oder übel in dunklen Räumen wohnen mussten, irgendwann die dem Schatten innewohnende Schönheit, und sie verstanden es schließlich sogar, den Schatten einem ästhetischen Zweck dienstbar zu machen. Tatsächlich gründet die Schönheit eines japanischen Raumes rein in der Abstufung der Schatten. Sonst ist überhaupt nichts vorhanden.« [S]

Damit zeigt sich auch hier ein von der westlichen Architektur abweichendes räumliches Konzept: Für den Menschen des westlichen Kulturkreises ist die räumliche Erfahrung stets an das Vorhandensein von Licht gebunden, Licht und Raum bedingen einander gegenseitig und bilden eine unzertrennliche Einheit. Betritt man hingegen traditionelle japanische Gebäude, so wird man sich unmittelbar der besonderen Qualität des Lichtes bewusst. Sie besitzen kein helles, klares Inneres, sondern generieren sich vielmehr aus verschiedenen Abstufungen von Schatten und Dunkelheit. Neben den mit *shoji* abgedeckten Fensterflächen bietet ein großes Dach mit weitem Überstand Schutz vor dem Regen und der Sommersonne. Die mystische Qualität steigert sich in jenen Räumen, in denen gewisse Bereiche, die Nische *(tokonoma)* etwa, völlig im Dunkeln zu liegen kommen. Wie Tanizaki schreibt: »Falls man die in allen Winkeln kauernden Schatten fortscheuchte, wäre die Wandnische augenblicklich nichts weiter als ein leerer Raum.« [T] Schon der Zugang zum Teehaus entspricht einem Pilgerweg von der Helligkeit der Alltagswelt in die rätselhafte Welt der Schatten. Man durchschreitet den Teegarten, einen Pflanzentunnel, der umso dichter wird, je weiter man sich dem anderen Ende des Weges nähert. Im Inneren des Teehauses wird man dann von diversen Schichten von Dunkelheit umhüllt wie in einem Kokon. Nur spärliches Licht dringt durch die wenigen, frei an den Wänden verteilten Öffnungen. Den *shoji* kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zu. Das sanfte, gedämpfte »Licht ohne Lichtquelle« [U], das



50

48 »Licht ohne Lichtquelle« (Ryōsuke Ōhashi): *shoji* sind nicht nur transluzent, sondern scheinen aus eigener Kraft zu leuchten.
49 Teeraum im Shōkintei, Villa Katsura, im Südwesten von Kyoto
50 Sind alle Fenster verhängt, so bietet einzig der geöffnete *nijiriguchi* Ausblicke in den Garten.

R Amos Ich Tiao Chang, *The Tao of Architecture*, S. 16
S Jun'ichiro Tanizaki, *Lob des Schattens – Entwurf einer japanischen Ästhetik*, S. 33 f.
T Jun'ichiro Tanizaki, S. 38
U Ryōsuke Ōhashi, S. 108

wolfgang fehrer, das japanische teehaus, s9-69

in diesen Äußerungen schöpferischer Menschen mehr als in anderen »*den authentischen Intimbereich des Individuellen*« zu erfahren, eben dessen, was Hegel »*den Geist*« nennt. Und noch einmal muß man Goethe zitieren, der so manche auch sehr persönliche Äußerung über seine Neigung zur Zeichenkunst hinterlassen hat: »*Ich konnte kein größeres Vergnügen finden, als wenn ich Skizzen vor mir sah ... Das kühn Hingestrichene, kühn Ausgetuschte und Gewaltsame reizte mich, selbst das, was mit wenigen Zügen die Hieroglyphe einer Fraktur war, wußte ich zu lesen und schätzte ich übermäßig ...*[12]« Der hier verwendete Begriff weist auf etwas anderes Grundlegendes hin: Das Fragmentarische ist der Zeichnung eigen. Das Andeutende einiger weniger Striche überläßt es der Phantasie des Betrachters, Gegenstände, Figuren oder Szenen erst zusammenzuschauen und das nicht mehr Präzisierbare einer Vision, Ahnung oder Idee zu erspüren. (Max Beckmann: »*Wenn ich es sagen könnte, müßte ich es nicht malen.*«) Das fordert etwas vom Betrachter, was mit Besitzerstolz, mit der Repräsentation und der feierlichen Gebärde anderer Kunstwerke gar nichts zu tun hat. Kaum mehr als die Vibration einer Menschenhand ist es, die eine Zeichnung ergibt, die einem Betrachter im eigenen Inneren Welten zu eröffnen vermag. Mit solchem Ziel und dem Bemühen darum sollte man jedesmal eine Zeichnung aus einer Mappe holen, sie in Ruhe vor sich hinstellen und beginnen, in sie und damit in sich zu schauen. So kommt es zu einem Geben und Nehmen voller Empfindlichkeit, Hintergründigkeit und innerer Dichte, wie sich ihresgleichen kaum sonstwo finden läßt. Diesen Vorgang halte ich für den ersten wesentlichen Grundbegriff im Umgang mit der Zeichnung.

Zeichnen hat viel mit Schreiben zu tun, vom Instrument her und vom freien Zug der Hand über die Papierfläche, im Verdichten von wiederum wahrnehmbar werdenden Gedanken und im Charakter des individuellen Duktus. Auch beim Schreiben geht die Phantasie, die intellektuelle Vision unmittelbar in den Zug der Hand über. Wenn auch da Buchstaben geformt werden wie dort lineare Elemente zu Worten, Sätzen und Abfolgen statt zu Gestalt und Symbolen. Schreiben wird vom Intellekt kontrolliert (oder sollte es wenigstens werden), das Gedachte wird in eine angemessene sprachliche Form gebracht; Zeichnen hingegen komprimiert es bewußt zum Bild. Und doch ist bei beiden die volle Persönlichkeit in jedem Strich enthalten. Der Zug der Hand und nicht nur der Inhalt des Geschriebenen vermögen über die Person des Schreibenden Wesentliches auszusagen. Noch mehr: Die Persönlichkeit mag sich hinter Inhalten und Aussagen verbergen; kaum gelingt ihr dies in der Handschrift. Der Duktus ist eben ein sichtbar werdender Teil des Unbewußten. Ebenso bei der Zeichnung. Genauer gesagt, ist es hier sogar weit stärker der Fall, da das intellektuell kontrollierende Moment noch weiter zurücktritt. Individuell bis zur Vollkommenheit ist die Führung von Linien und den anderen Bildelementen bei der Zeichnung und etwa nur noch mit der einzigartigen Individualität daktyloskopischer Lineamente der menschlichen Fingerspitzen zu vergleichen. Jede Zeichnung, könnte man sagen, ist wie eine Summe von Fingerabdrücken, die unverfälschbare und lesbare Äußerung des Individuums; um so deutlicher und klarer (weil entschiedener), je stärker die Künstlerpersönlichkeit ist. Die Kopisten und Imitatoren, die Unpersönlichen und Möchtegernkünstler werden ihre eigene Unwahrhaftigkeit hinter dem So-als-ob-Tun zu verbergen trachten. Das will aber gesehen, beurteilt und entlarvt werden. Alle diese Phänomene sind ein erstes Problem der *Kennerschaft*, das als ein weiterer wesentlicher Grundbegriff für den Liebhaber und Sammler von Handzeichnungen betont sei. Der Kenner ist nun aber nicht etwa einer, der alles weiß, sondern einer, der das stärkere Einfühlungsvermögen in die Charakteristik der künstlerischen Handschrift besitzt.

Als der in Prag residierende Kaiser Rudolf II. (1552–1612), dessen geradezu fanatische Kunstliebe gewiß stärker war als sein Interesse an den politischen Aufgaben, dem aber hohe Bewunderung für die Sammlung und Bewahrung höchster Kunstschätze gebührt, den Gesandten Österreichs am Hof in Madrid, den Grafen Johann Khevenhüller (1538–1606), drängte, für ihn die im Nachlaß des Kardinals Perrenot de Granvella (1517–1586) aufgetauchten Zeichnungen Albrecht Dürers zu erwerben, kam es zu einem denkwürdigen Briefwechsel. Es gab zunächst eine Kette widriger Umstände, die Khevenhüller lange Zeit hindurch daran hinderten, diesen Wunsch seines Kaisers zu erfüllen. Der aber ließ sich keineswegs davon abbringen. Endlich kann der Gesandte eines Tages die Sammlung wenigstens besichtigen, doch sei der Kauf, so erfährt er, nicht möglich. Er will Rudolf II. beruhigen und schreibt dabei in einem Brief vom 20. Juli 1587: »... *der don Juan de Borya hatt's gesehen: vermaint, sei ain sach, die wert zu halten; mier, warhait zu sagen, gefelt's nit sunders; das volgt villeiht daher, das ih mih darauf niht vil verstehe ...*« Ein anderer Brief Khevenhüllers, kurz davor, am 4. Juli 1587 aus Madrid datiert, enthält eine nicht minder charakteristische Passage: Zunächst klagt er, daß ihm ein genannter Preis für die Zeichnungen Albrecht Dürers weit zu hoch erscheine: »... *bishero habben si vil darfur habben wellen, werden si(ch) villeicht hernach leidlicher finden lassen, dann dasselb khainem allain, (als einem) der si(ch) mit dergleichen sachen delectiert und darauf versteet, dienstlich ist ...*« Übrigens konnte der Kaiser die Dürer-Zeichnungen schließlich doch erwerben, nicht zuletzt deshalb, weil er deren Qualität besser erkannte. Diese Sammlung bildet noch heute den Stolz der Wiener Albertina[13].

Das Erkennen von Qualität also kommt erst aus dem »Verstehen«, und genau das heißt auch schon Kennerschaft. Verstehen aber ist nur zu einem bestimmten Teil Wissen. Es ist ganz klar, als Fundament muß und wird erworbenes Wissen unerläßlich sein. Ein Instrument zu spielen, wird auf dem Erlernen der Notenschrift und der Tonleiter aufbauen. Erst langsam sich erweiternde Erfahrung führt einmal zur Zusammenschau dessen, was existiert. Selbst so charakteristische Werke wie Zeichnungen

koschatzky, walter: die kunst der zeichnung, s20-21